

Charles Monselet

Die Ruinen von
Paris

Inhaltsverzeichnis

Die Ruinen von Paris.

1. Der Mann mit dem blauen Hut.
2. Eine anständige Familie.
3. Zwei Pariserinnen.
4. Das verhängnisvolle Dach.
5. Ein Vermögen.
6. Die Demolitionen.
7. Auf den Dächern.
6. Der Auszug.
9. Der Schatz.
10. Auf dem Père-Lachaise.
11. Auf Freiersfüßen.
12. Die Werbung.
13. Ein Konzert in den Elyseischen Feldern.
14. Herr von Plougastel erfährt, dass er in Russland gestorben ist.
15. Drei Couverts.
16. Das Rendezvous.
17. Die Heirat.
18. Die Nachahmung.
19. Der Schiffbruch des »Sardanapal.«
20. Schluß.



Charles Monselet

Die Ruinen von Paris.

Ein Lebensbild aus dem heutigen Frankreich.

von

Charles Monselet

Die

Plauderstube



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung
für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Nro. 41/1863 - 8/1864.

Landshut.

Druck und Verlag von J.F. Rietsch.

1.

Der Mann mit dem blauen Hut.

Paris ist diejenige Stadt auf der Welt, in der man am häufigsten verwundert stehen bleibt und sich umsieht. So wendeten sich auch an einem Aprilmorgen des Jahres 1851 die Fußgänger auf dem Quai des Augustins lächelnd um, indem ihre Augen einer Persönlichkeit folgten, die äußerst bizarr gekleidet war. Sie trug einen blauen Rock wie der, in welchen die Tradition Goethe und Benjamin Konstant eingeknüpft hat; aber das Feierliche dieser diplomatischen Livree war durch eine geheimnisvolle schwarze Weste und desgleichen Krawatte gedämpft, die zugleich jede Spur von Wäsche unterdrückten. Dieser Mann war groß und breitschulterig, seine Physiognomie offen wie ein Jahrmarkt. Auf seinen Zügen las man Intelligenz, aber eine beunruhigende Intelligenz. In seinen Augen lag zuviel Tätigkeit, seine Nasenflügel bebten, seine Lippen wogten, mit einem Wortes bei diesem Menschen war Alles ins Bizarre getrieben: seine Haare waren zu stark, sein Backenbart zu dicht, und aus seiner ganzen Person sprach eine Übertreibung großer Manieren; die größte Originalität an diesem Koloß war jedoch ein königsblauer Plüschhut. Diese ungewöhnliche Kopfbedeckung reichte allein hin, um die Neugierde und das Lächeln der Vorübergehenden zu erregen, von denen die einen ihn für ein Mitglied des Friedenskongresses, die andern für einen Trödler hielten. Diese letzteren waren ohne Zweifel der Wahrheit näher gekommen, denn der Mann mit dem blauen Hute, der die Bücher, Bilderbogen und ausgestopften Tiere, von welchen dieses Quartier von Paris vollgepfropft ist, keines Blicks gewürdigt hatte, blieb plötzlich vor einem Schild stehen, worauf es hieß: Depot von Kölnisch Wasser mit Rabatt.

O, o, murmelte er, da ist etwas für mich.

Dieser Schild war über dem Magazin eines Antiquars aufgehängt, der so den Verschleiß von Parfüm und schönen Wissenschaften vereinigte; das Lokal war finster, staubig, aber ziemlich geräumig. Im Hintergrund war eine Wendeltreppe, deren obere Abteilung in zwei ebenfalls mit Büchern angefüllte

Stockwerke hinauf ging, während die untere in einen ebenso verproviantierten Keller hinabstieg. Der Mann mit dem blauen Hut untersuchte diese Einrichtungen, während es schien, als ob er einige ehrwürdige Folianten hinter den Scheiben lorgnetire, deren Schnitt so rot wie Roastbeef war. Im Augenblicke war nur ein junges Mädchen im Laden, die hinter einem Schreibtische voll Büchern saß. Sie nähte, aber mit augenscheinlicher Zerstreutheit, und fortwährend schaute sie durch die offene Türe auf den Quai. Ohne sich etwas auf Scharfsinn einbilden zu dürfen, mußte man annehmen, daß sie nach dem Vorübergehen irgend einer erwarteten Person spähte.

Diese Vermutung wurde durch das häufige Schauen nach einer großen silbernen Wanduhr ihr gegenüber unterstützt.

Nach fünf Minuten Überlegung trat der Mann mit dem blauen Hut, in der, festen Überzeugung, daß das junge Mädchen wirklich allein war, in den Laden. Bei seinem Anblick machte das junge Mädchen, ohne Zweifel in ihrer Erwartung getäuscht, eine Bewegung des Ärgers; ohne aufzustehen schritt sie zur herkömmlichen Phrase: »Sie wünschen, mein Herr?«

»Madame«, sagte er nach einem Gruße, der aussah wie eine Quadrillenverbeugung, Sie haben hier eine Niederlage von Kölnischem Wasser?«

»Jawohl, mein Herr.«

»Ich wünsche eine ziemliche Quantität; haben Sie welches in Fäßchen?«

Bis jetzt hatte das junge Mädchen, dessen Augen sich fortwährend auf den Quai fixierten, nur mechanisch mit ihm gesprochen; bei dieser unvorhergesehenen Frage aber hob sie die Augen auf und antwortete, weil sie es mit einem Scherz zu tun zu haben glaubte, trocken: »Nein, mein Herr.«

»Das ist mir unangenehm.«

»Unser Kölnisches Wasser ist in Fläschchen oder in Rollen zu 75 Centimen.«

»Ich brauche aber diese Flüssigkeit in bedeutender Quantität, mein Fräulein.«

Der Mann brachte seine Phrasen so kaltblütig vor, daß das junge Mädchen an den Ernst der Sache glauben mußte. Über sein exzentrisches Kostüm hielt sie sich nicht auf, denn sie war gewohnt, täglich Gelehrte im sonderbarsten Aufzug und

Bücherliebhaber im größten Schmutz in ihrem Laden zu sehen. Auf seine wiederholte Frage antwortete sie also diesmal höflich: »Ich zweifle nicht, daß es uns möglich sein wird, jedem Auftrag zu genügen, aber ich müßte vorher mit meinem Vater sprechen, der soeben ausgegangen ist. Ich erwarte seine Rückkehr, erst in einer Stunde.«

»Ah, sehr gut.«

»Ich werde also heute nur einige Pröbchen mitnehmen.«

»Wie sie wünschen.«

»Geben Sie mir gefälligst ein Kistchen.«

»An welche Adresse soll ich es schicken?«

Sie brauchen sich nicht zu bemühen, ich habe meinen Lakai da. Auf ein Zeichen des Mannes mit dem blauen Hut trat ein kleiner Bursche ein. Trotz der Bezeichnung Lakai glich er zum Verwechseln einem bescheidenen Kommissionär.

Die Tochter des Antiquars übergab ihm ein Kistchen von weißem Holz, das sie aus einer Schublade hervorgezogen hatte.

»Gehen Sie jetzt!« sagte der sonderbare Käufer zu dem Kommissionär. Sie wissen, wo Sie auf mich zu warten haben.

»Ja, mein Herr, Sie haben es mir vorhin gesagt in —«

»Gut, gut, gehen Sie.«

Während der Lakai hinausging, wendete sich der Fremde wieder mit ungemeiner Grazie gegen den Zahltisch: Sie haben wohl die Güte, mir eine quittierte Rechnung einzuhändigen? Das junge Mädchen ergriff die Feder.

»Verkauft an Herrn — —?« fragte sie.

An das Haus Pomard, Isakoff und Komp. von Konstantinopel. Ich bin nur dessen Repräsentant in Paris.

»Hier, mein Herr.«

»Wollen Sie mir herausgeben?« sagte er, aus einem ledernen Portefeuille einen öligen Fetzen hervorziehend, welcher von unentzifferbaren Charakteren und Chiffren bedeckt war.

»Ich kenne dieses Papier nicht«, antwortete sie naiv.

»Billett von der Bank von Konstantinopel.«

»Das wird Ihnen nur ein Wechsler nehmen.«

»Sie glauben?« sagte er mit vortrefflich überraschter Stimme. Wollen Sie mich dann zum Wechsler begleiten, Mademoiselle;

denn der Zufall will, daß ich außer dieser Banknote nicht einen einzigen Louis mehr bei mir habe.

»Ich kann mich unmöglich entfernen.«

»Oder vielmehr — warten Sie, ich will meinen Bedienten zurückrufen, denn ich weiß wirklich nicht, was Sie mit Recht von mir denken würden.«

Er stürzte bereits nach der Türe.

»Nein, mein Herr, rufen Sie ihn nicht«, sagte sie.

»Aber —«

»Nein, übrigens ist er auch schon zu weit.«

»Sie haben Recht; aber wie soll ich die Sache arrangieren, Sie sehen mich in Verzweiflung.«

»Gut, lassen Sie —«

»Meine Adresse da«, unterbrach er sie plötzlich.

Die Verkäuferin, welche bereits Unruhe erfaßte, hätte vielleicht eine niedere Schlichtung der Sache verlangt, wenn nicht ihre Aufmerksamkeit durch die Ankunft eines jungen Mannes abgelenkt und gefesselt worden wäre. Aus dem halben Ausruf, den sie sich entwischen ließ und aus der Röte, welche ihr Gesicht bedeckte, war leicht zu erkennen, daß dieß der Erwartete war. Der Mann mit dem blauen Hut benützte diese Gelegenheit.«

»Rue du Musée, Numéro 12.«, sagte er, sich über den Zahltisch neigend.

Das junge Mädchen beeilte sich, es aufzuschreiben.

»Gut, mein Herr. Mein Vater wird sich Ihnen morgen Vormittag vorstellen.«

»Sehr wohl. Meine Bureaux sind von 10 - 4 Uhr geöffnet. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Mademoiselle, für das Zeichen von Zutrauen, mit dem Sie mich beehren.«

Er ließ seinen blauen Hut einen Halbkreis beschreiben und ging hinaus, indem er den jungen Mann und das Mädchen in denselben Gruß einschloß. Dieses, obwohl seine Unvorsichtigkeit bereuend, beeilte sich, alle unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, um sich nur mit ihrem neuen Besuch zu beschäftigen.

Der Eingetretene setzte sich ganz ruhig in eine Ecke des Ladens. Still ließ er seinen Blick über ein Büchergestell gleiten und erreichte damit ein Buch, welches er geneigt schien, durch

und durch lesen zu wollen. Er war augenscheinlich einer jener Liebhaber, jener glühenden Bibliophilen, welche in den Antiquariatsläden tägliche Stammgäste sind. Er mochte ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt sein; sein Gesicht war ausdrucksvoll, seine Gebärden sanft, aber die Freuden der Jugend leuchteten nicht auf seiner Stirn. Sprach er jemals mit dem Ladenbesitzer, so betraf es nur äußerst seltene Handschriften, niemals ein Wort über seine Persönlichkeit, niemals ein Detail über seinen Stand, über sein Vermögen oder seine Heimat.

Jorry — dies ist der Name des Antiquars, bei welchem wir den Leser eingeführt haben — hatte ihm früher eine ziemlich bedeutende Anzahl von Bänden verkauft; seit einiger Zeit aber hatten die Einkäufe des jungen Mannes abgenommen, und dann plötzlich ganz aufgehört. Trotzdem hatte er nicht aufgehört, Herrn Jorry zu besuchen; er brachte dort viel Zeit mit Durchblättern seiner Lieblingsschriftsteller zu, wobei er gleichgültig gegen die ganze Welt, Alles vergessend und sich von Allem vergessen glaubend, Niemanden bemerkte und sich von Niemanden bemerkt glaubte. Es war für den Antiquar nicht schwer, unter diesem Gebaren den finanziellen Ruin zu wittern; aber er behielt seine Bemerkungen für sich und fuhr fort, seinen alten Kunden freundlich zu empfangen, was er ebenso aus Erkenntlichkeit für seine früheren Einkäufe, als aus gewandter, heimlicher Berechnung tat. Jorry, der beiläufig gesagt eine der vollkommensten Personifikationen des Geizes war, veröffentlichte nicht selten Kataloge, deren Reduktion die Vermittlung eines wirklichen Gelehrten notwendig machte. Für diesen Fall hatte er den jungen Mann in der Hand und war sicher von ihm alle gewünschten Aufklärungen zu erhalten.

Durch das Bewußtsein seiner geleisteten Dienste ermutigt, hatte der junge Mensch sich daran gewöhnt, sich dort einzufinden, wie ein Kommis des Hauses, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends.

Dieses dauerte bereits mehrere Monate, als die Tochter des Antiquars in dieser Beharrlichkeit etwas Anderes zu sehen glaubte, als die Liebe zur Lektüre.

Hortense war jung und hatte noch nie geliebt; ihre Schönheit, obwohl etwas ohne Anmuth, (ihre Mutter, welche zu früh starb, konnte ihre Erziehung nicht überwachen) war unbestritten. In den

wenig anmutenden Umgebungen, in welchen zu leben sie der Wille ihres Vaters zwang, fühlte sie sich zu diesem melancholischen Leser, dem jüngsten unter allen denen, welche den Laden besuchten, heimlich hingezogen. Übrigens schien er über die Anforderungen der Höflichkeit hinaus sich nicht um die Anwesenheit des jungen Mädchens zu bekümmern; sie schloß daraus auf seine Zaghaftigkeit. Außerdem errötete er auch leicht, und sie schrieb einer übertriebenen Empfindsamkeit zu, was weiter nichts war, als die stumme Empörung einer schlecht beherrschten Eigenliebe. Von dem Antiquar und seiner Tochter war er nur unter dem Namen Rénè gekannt.

Eines Abends aber fand Hortense ein Briefkuvert, dessen er sich bedient hatte, um seine Feder auszuwischen. Sie erfuhr daraus, daß er Rénè de Verdières hieß, und in der cour d'Aligre wohne. Das Geheimnis oder vielmehr die Diskretion, in die sich der junge Mann hüllte, war ohne Zweifel eine der Ursachen der Liebe, welche er Hortense, einflößte. Unglücklicher Weise sah sie aber bald, daß die entstehende Neigung durch die Projekte ihres Vaters durchkreuzt wurde. Die Umstände waren folgende: Die Erlaubnis zu lesen, welche der Antiquar nur ans zu Liebe gegeben hatte, drohte sich auf mehrere Bücherliebhaber auszudehnen. Unter diesen war der unternehmendste ein sehr aufgeweckter alter Mann, der es bereits wagte, sich eine oder zwei Stunden aufzuhalten. Wegen seiner ausgezeichnet sauber gehaltenen Kleidung nannte man ihn nur den Doktor Quatre-Epingles [tiré à quatre épingles nennt man im Französischen einen sehr elegant gekleideten Mann; wie im Deutschen: er ist, wie aus dem Schächtelchen.] er unterhielt sich sehr oft mit Rénè, den er sehr zu lieben schien. Unter irgend einem Vorwande nahm der Doktor Quatre-Epingles neben dem jungen Manne Platz, ein dritter Stammgast betrug sich gerade so, und nach und nach verwandelte sich die gewerbliche Höhle in ein Gratislesekabinet. Von Tag zu Tag wurden die Sitzungen daselbst länger, manchmal dauerten sie bis in die Nacht. Ein solcher Zustand der Dinge war nicht mehr länger zu ertragen. Jorry beschloß der Sache ein Ende zu machen. Zuerst versuchte er es mit kalten Begrüßungen; man beachtete sie nicht. Er ließ einzelne Stühle verschwinden und substituierte dafür zerbrochene; man hielt sich aufrecht. Er behauptete, die am vorigen Tag geliehenen Werke heute verkauft

zu haben, man behalf sich mit anderen. Sein Zorn wuchs heimlich immer mehr.

Trotz der Lust, die er oft hatte, zu den Herren zu sagen: Packen Sie sich! War sein Sinn doch nur dem Nutzen zugewendet. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, seine Interessen mit den Rücksichten ins Gleichgewicht zu bringen, die er einigen seiner Kunden schuldig war.

Er sprach sich darüber gegen seine Tochter, an demselben Abend, an welchem unsere Geschichte beginnt aus.

An diesem Tage kehrte er von einer in Folge eines Todesfalles abgehaltenen Versteigerung zurück. Nicht wenig ärgerte ihn der Anblick von einem Dutzend Leser, die sich in seinem Laden installiert hatten, und an deren Spitze, wie selbstverständlich, Rénè de Verdières und der Doktor Quatre-Epingles thronen.

»Hortense, sagte er, nachdem Alles fort war, es ist Zeit, unsern Laden gegen diese fortschreitenden Invasionen zu verteidigen. Seit man meine Bücher liest, kauft man sie nicht mehr. Von nun an werden Leser fünfzig Centimes bezahlen.«

»Ich sehe nicht ein« entgegnete Hortense beunruhigt, inwiefern dieser Plan den Laden leer machen soll.«

»O, ich habe Alles vorgesehen. Ich bestimme für diese neue Spekulation einen Teil unserer Wohnung, in die das Licht von der Straße Git-le-Cour fällt; ein neuer Verschlag, das ist Alles, was ich brauche. Du begreifst, daß ich nicht länger das Opfer der Zudringlichkeit meiner Kunden bleiben will.«

»Fünfzig Centimes — das ist viel zu teuer.«

»Zu teuer! Um Exemplare durchzublättern, die man nur bei mir findet, um Aldusausgaben aufzuschlagen, um in seinen Händen Einbände von Derome zu haben! Du findest das zu teuer, Du! fünfzig Centimes!«

»Aber wer sie nicht hat, die fünfzig Centimes?«

»Die haben nichts weiter zu tun, als keinen Fuß daherein zu setzen. Besonders gegen diese habe ich die neue Maßregel geschaffen.«

»Sie sind streng, Vater.«

»Du, Du bist zu nachsichtig. Ich beobachte Dich seit einiger Zeit und bemerke mit Bekümmernis, daß Deine Sorglosigkeit in Geschäftssachen jeden Tag zunimmt. Ich spreche nicht gerade von Büchern, weil trotz aller meiner Mühe ich Dir keinen

Geschmack dafür habe beibringen können. Aber das Kölnische Wasser! Du antwortest kaum, wenn, ich davon spreche.«

»Es ist wahr, ich habe keine geschäftliche Ader. Deshalb habe ich aber nur desto mehr Erkenntlichkeit für Sie, mein Vater, die Sie verstanden haben, sich zu bereichern.«

»Mich bereichern? schrie der bestürzte Antiquar. Ich ich bin reich?«

»Ich habe es mir gedacht«, sagte Hortense lächelnd.

»Glaubst Du, daß man viel dabei gewinnt, wenn man eine Masse Werke kauft, die man nicht anbringt? Ich habe zu leben, das ist alles.«

»Übrigens haben Sie ja das Haus im Faubourg Poissonière.«

»Gut, gut, ich besitze dieses Haus! Aber bedenke den Concierge, den ich unterhalten muß.«

»Und das Landgut, von dem ich den Ankaufskontrakt zu 80,000 Fr. gesehen habe?«

»Die achtzigtausend Franks sind zum Fenster hinausgeworfen; wer weiß, ob der Pächter mich bezahlen wird.«

»Sie behandeln mich zu sehr als Kind, lieber Vater!« sagte Hortense. »Ich kenne Ihr Vermögen.«

»Mein Vermögen; wiederholte Jorry aufhüpfend, welches Wort gebrauchst Du, großer Gott!«

»Das Einzige, welches den Begriff eines Besitzes von zweimal hunderttausend Franks richtig ausdrückt.«

»Aber Hortense, Du stöberst ja überall herum, Du suchst in meinen Schubladen.«

»Vater, ich bin jetzt in jener Epoche des Lebens, wo die Zukunft vor Allem bedingt wird: ich bin dreiundzwanzig Jahre alt, vielleicht denken Sie nicht hinlänglich daran. In jedem Fall können Sie mir keinen Vorwurf daraus machen, daß ich einen Blick auf mein Geschick habe werfen wollen. Da ich nun in der Arithmetik etwas bewundert bin —«

»Das ist wahr, ich habe Dich darin unterrichtet.«

»Und ich bin von der Richtigkeit der Ziffer, die ich genannt, überzeugt.«

»Zweimal hunderttausend Franks! Du bist toll, armes Kind! Ich habe nicht den dritten nicht den vierten Teil.«

»Mein Glück ist sicherlich der Gegenstand Ihrer ersten Sorge.«

»Dein Glück, wie ich es verstehe, ja.«

»Gut! Ich bin nicht geboren, um fortwährend zu verkaufen —«
Der Antiquar riß bei diesen Worten die Augen übermäßig auf.

»Glauben Sie nicht, daß es Stolz ist, der mir diese Worte eingibt, ich erröte nicht über unsern Stand.«

»Nein, aber Du möchtest Herzogin sein!«

Eine leichte Röte überzog den bräunlichen Teint des jungen Mädchens.

»Herzogin! Sie übertreiben wie immer, Vater.«

»Also, wenn es Dir nachgeht, muß ich die Geschäfte aufgeben.«

»Seit der Februarrevolution verdienen wir so wenig.«

»Das ist richtig, aber mit dem Wenigen können wir doch leben.«

»Wir würden in Passy oder in Auteil wohnen, in einem jener hübschen Häuschen mit Garten, das wir uns kaufen. Sie brauchten nicht mehr alle Tage in Ihren Saal Sylvestre [Ein Auktionslokal für Bücher in der Rue de Bons Enfants.] zu gehen, bei den Kommissionären herumzulaufen und Ihre Auslage auf dem Quai draußen zu überwachen. Sie könnten sich mit Ihrem Garten beschäftigen, könnten mit der Zeit Munizipalrat werden.«

»Und Du?«

»Ich?« sagte Hortense, die Wirkung ihrer Worte auf die Physiognomie des Antiquars erspähend, »ei, ich könnte vielleicht eine entsprechende Partie finden.«

Jorry fixierte seine Tochter.

»Dritte entsprechende Partie hat sie Moneten?«

»Sie hätte wenigstens Talente?«

»Talente?«

»Und vielleicht auch einen Namen.«

»Ah, einen Namen?« sagte der Buchhändler kichernd.

»Ich will sagen einen Titel.«

»Verstehe, wie Herr Rénè de Verdières zum Beispiel.«

Das junge Mädchen schwieg, sie war erraten.

»Geh«, sagte Jorry nach einem Augenblick des Stillschweigens, dessen Peinlichkeit er zu verlängern suchte, »Du bist krank, ganz gewiss. Außerdem würdest Du mir nicht so vorschwatzen. Du mußt Dich an den Doktor Quatre-Epingles

wenden, ich kann da nichts mehr machen. Wer, beim Kuckuck, hätte Dich für so romantisch gehalten, mein Kind? Du sprichst gegen das Geschäft, welches Deinen Vater ernährt hat, und Dich bis heute unterhält. Das ist nicht nur unbesonnen, das ist undankbar. Adieu. Ich gehe jetzt zum Maurer Bertholet, der morgen kommen soll, daß er mir unverzüglich mein Lesekabinett herstellt. Aber Jedermann wird bezahlen, hörst Du, Jeder! Vor Allem die, welche Titel und Talente haben.«

Nach diesen Worten ging der Antiquar hinaus und stampfte mit seinem Stock lebhaft auf den Fußboden, was bei ihm schon eine große Erregtheit andeutete — denn damit nutzte er ja das Ende seines Stockes ab.

2.

Eine anständige Familie.

Nichts hindert uns, den Repräsentanten des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. von Konstantinopel, den Mann mit dem blauen Hut, den wir am Anfang unserer Geschichte angeführt haben, zu verfolgen. Nachdem er Jorrays Laden verlassen hatte, lenkte er seine langen Schritte nach einem der Einlaßthore des Louvre, wo ihn der Kommissionär mit den fünfzig Flacons kölnisch Wasser erwartete. Sie gingen nun mit einander bis zur rue de Musée, mitten durch die Demolitionen ans dem place du Carroussel hierdurch. Dort wurde der Kommissionär verabschiedet und der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. betrat stolz, das Kistchen unter dem Arm, ein Haus von ziemlich verdächtigem Aussehen. Er stieg bis zur letzten Treppe hinauf. An einer kleinen Türe klopfte er auf besondere Weise, worauf eine noch junge Frau öffnete.

»Endlich bist Du da!« rief sie. »Was hast Du da?«

»Rate!« sagte er, sich seiner Last entledigend.

»Laß mich nicht zu lange warten, Magloire, laß sehen, was es ist.«

»Fünfzig Flacons ausgezeichnetes kölnisches Wasser.«

»So viel kölnisches Wasser?«

»Mit diesem Liqueur der jetzt der seinen Welt nicht mehr genügt, fange ich an, mein parfum des Almés zu fabrizieren. Meine Retorten sind fertig; die Kräuter dazu habe ich selbst im Rondell von Batignolles gesammelt. Morgen, beim ersten Licht des Tages ist meine Erfindung vollendet.«

»Endlich!« murmelte die Frau.

»Wozu dieser Seufzer, Colomba? Hängt Dir der Himmel nicht voll Kaschmirs und Seidenzeug?«

»Nein, Magloire«, sagte sie traurig.

»Wahrscheinlich hat sich Dein Gemüt wieder durch den Anblick einer Spinne am frühen Morgen herabstimmen lassen?«

»Ich habe keine Spinne gesehen. Ich habe heute Morgen nichts, als unseres Gläubiger gesehen.«

»Wie?« sagte er zerstreut.

»Die Gemüsehändlerin, den Weinwirt, den Bäcker —«

»Sonderbare Zudringlichkeit!« murrte er, mit den Fingern durch seine dichten Haare fahrend.

»Und wenn Du wüßtest, wie sie mich gequält haben, um Geld zu bekommen! Sie haben mir sogar mit dem Friedensrichter gedroht.«

»Ah, das ist Beleidigung. Aber Du wirst auch nicht mit ihnen haben reden können, glaube ich.«

»Was hätte ich ihnen sagen sollen?«

»Tausenderlei! Gläubiger lieben die Konversation sehr.«

»Ich habe geweint, das war Alles.«

»Gemeint, nicht übel das. Ich erkenne an dieser List die ausgesuchte Überlegenheit Deines weiblichen Takts.«

»Aber ich habe ja im Ernst geweint, Magloire.«

»Das war nicht der Mühe wert. Wenigstens hast Du ihnen hoffentlich gar keine Aussicht gegeben?«

»Was meinst Du?«

»Wenn matt von solchen Leuten nicht mehr den geringsten Kredit zu erwarten hat, so muß matt sich vor ihnen so arm, so beklagenswert stellen, daß sie davon laufen und nicht mehr wiederkommen, aus Furcht, Almosen geben zu müssen.«

»Ich hatte nicht den Mut dazu«, sagte Colomba.

»Ich wette, Du hast, vergessen, von unsern Kindern zu sprechen.«

»Welche Kinder?«

»Wie, welche Kinder? Mutter ohne Gefühls so drückst Du Dich aus? Welche Kinder? Unsere kleinen Kinder, zum Kuckuck! Die beiden Zwillings-Engel, die dort im Nebenzimmer liegen.«

(Wir müssen hier eine Erläuterung einfügen: Magloire von Plougastel [so hieß der Mann] betrachtete die Rührung nur als ein Mittel der Einwirkung auf Gläubiger. Er hatte sich zwei große Puppen von Goldschlägerhäutchen machen lassen, die er bald aufblies bald wieder, je nach Bedarf, zusammenfallen ließ. Diese Kinder nannte er Gibuskinder.)

Colomba zuckte leise die Achseln.

»Du hast Unrecht«, nahm Magloire wieder das Wort, nichts macht mehr Effekt als diese Phrase: »Ach, mein Herr wenn Sie

sie sehen würden die beiden, wie sie ihre Ärmchen nach mir ausstrecken!« damit jagt man die Gläubiger wie mit einem Wedel die Mucken.«

Colomba war aber nicht so starkgeistig wie Magloire, denn sie wendete sich auf die Seite, um eine Träne zu trocknen. Das arme Geschöpf! Sie war schön gewesen, aber Leiden und Elend hatten sie noch vor den Dreißigern geknickt. Der Riese Magloire betete sie ohne Zweifel nach dem Gesetz der Gegensätze an.

»Colomba«, sagte er zärtlich, »betrübe mich nicht mehr.«

»Ich kann nichts dafür«, antwortete sie.

»Verfluchte Gläubiger! ihr werdet so lange machen, bis wir euch verlassen, euch und eure verdammte Straße.«

»Aber wohin werden wir gehen?«

»Es gibt so viele Häuser, die noch Inwohner brauchen.«

»Nirgends wird man uns ohne Möbel aufnehmen.«

Ein einfacher Blick in die Stube wird die letztere Worte sogleich rechtfertigen. Es waren nur vier Wände, von denen die Fetzen einer gelblichem verschimmelten Tapete herabgingen. Einige aufgehängte Pfeifen und zwei oder drei kleine Statuetten von Gips auf dem Kamin, die ihre Nacktheit zu betrauern schienen, repräsentierten die Kunst in diesem Loch. Man suchte nach Möbeln. Durch emsiges Suchen entdeckte man zwei auf dem Boden ausgebreitete Bärenfelle. Es waren die Betten des Grafen von Plougastel und seiner Frau. Des Grafen von Plougastel sagen wir: er war in der Tat ein Graf. Er war sogar reich gewesen; aber sein Reichtum hatte nur einige Jahre gedauert. Vergnügungen, Unternehmungen, Reisen verschlungen Alles. Von dem Tage, wo er zum ersten male mit leeren Händen dastand bis zu dem Augenblick, wo wir ihn in der rue de Musée sehen, war sein Leben nichts als ein Gewebe von Auskunftsmitgliedern und Abenteuern. In Russland, wo er sich einige Zeit lang, wie einige behaupten, als Schauspieler, nach andern als Fechtlehrer aufhielt, hatte sich der Graf von Plougastel entschlossen, ein Unglück an das seinige zu fesseln. Er hatte Colomba, die Tochter eines angeblich reichen Bojaren, geheiratet; eine andere Version gab ihr einen bescheidenen holländischen Schneider zum Vater. Herr und Frau von Plougastel hatten aus Russland nichts mitgebracht als ihre beiden Bärenfelle, die ihnen als Bett dienten. Um mit einem solchen Mobiliar eine Wohnung zu finden, mußte Magloire alle

Schliche des alten und neuen Repertoires der Comédie Française erschöpfen. Seine Packwagen waren fortwährend unterwegs, seine Kreditbriefe auf das Haus Rothschild mußten heute oder morgen ankommen. Dank diesen Vorspiegelungen, die um so eher reussirtem je plumper sie waren, war das arme Ehepaar endlich dahin gekommen, sich achtzehn Monate lang in Paris so ziemlich unter Obdach zu bringen.

Der Graf von Plougastel wendete an Zinstagen verschiedene Prozeduren an, um die Mildherzigkeit der Hauseigentümer rege zu machen. Wenn seine Reisebeschreibungen nicht genügten, brachte er seine Zwillinge, ihre kindlichen Liebkosungen, die rührenden Sorgen der Mutter ins Spiel. blieb der Hauseigentümer ungerührt und streckte er noch immer die Hand hin, stieg Magloire in seine Mansarde zurück, zog aus einem geheimnisvollen Winkel eine Fahne, welche er entrollte und triumphierend vor das Fenster hing. Auf dieser Fahne konnten die Vorübergehenden in riesigen roten Buchstaben, die er selbst in der Stille seines Stübchens gemalt hatte, jene seit 1848 berühmt gewordene Inschrift lesen: »Ehre dem braven Hausbesitzer, der den Zins nachgelassen hat!« Endlich kam der Tag, wo der Zorn des Propriétaires ernstlich auf den Grafen und die Gräfin von Plougastel herabdonnerte. Es war zu der Zeit, wo man Paris fast auf allen Seiten zu demolieren begann und in den Mietzinsen überall eine fühlbare Steigerung eintrat.

Da irrten sie einige Tage, auf allen Seiten abgewiesen, herum, und die Bärenfelle waren ihnen für die zwei oder drei Nächte, die sie im Freien zubringen mußten, von größtem Nutzen. Zu jener Zeit unterhielten die Journale das Publikum von der angeblichen Flucht zweier Zöglinge der Menagerie des Jardin des Plantes, welche man unter den Bäumen der äußeren Boulevards bemerkt haben wollte. Die Verwaltungsbeamten beeilten sich, am nächsten Tag diese Evasion zu widerlegen, trotz der Versicherungen einer großen Anzahl von Zeugen. Mehrere Zuschriften erschienen, aber, was auch gesagt oder geschrieben wurde, die Neuigkeit blieb immer ein Rätsel — nur für Herrn und Frau von Plougastel vielleicht nicht. Endlich gelang es Magloire nach vielen Anstrengungen über einen Concierge in der rue de Musée, früher rue Froid-manteau zu triumphieren. Dort zog er als Eroberer ein, mit dem Entschlusse, bis an's Ende aller Zeiten dortselbst zu verweilen. Er hatte die Rechnung ohne den Ausbau

des Louvre gemacht. Ein Verhängnis folgte ihm. Es wollte, daß ein décret d'alignement ihn alsbald in seiner mutigen Installierung störte. Man kündigte ihm — Demolition halber — die Wohnung. Bei dieser Nachricht, die man ihm von einem Huissier unterschrieben, zustellen mußte, lächelte er bitter; aber er ließ vor Colomba, die davon schmerzlich berührt worden wäre, kein Wort verlauten. Ebenso verheimlichte er vor ihr Alles, was sie in ihrer Schwäche hätte beunruhigen können. Um ihr die Augen über ihre gemeinsamen Entbehungen zu schließen, unterhielt er sie von Zeit zu Zeit mit einer imaginären Forderung von dreißigtausend Franks, die, wie er sagte, von einem gesetzlichen Anteil an einer Erbschaft herrührte, welche seine lange Abwesenheit von Frankreich ihn verhindert hatte, einzukassieren. Ein Neffe von ihm, Namens Rénè de Verdières sollte diese Summe zu seiner Disposition haben, aber unglücklicherweise hatte er die Spur dieses jungen Mannes, den er für unermesslich reich erklärte, verloren. Colomba aber zweifelte von Tag zu Tag mehr an der Existenz dieses Neffen.

»Magloire«, sagte sie, »die Zukunft erschreckt mich.«

»Die Zukunft, gerade die sollte Dich beruhigen. Meine letzte Erfindung, die schwierigste von allen, muß uns jährlich 127,000 Fr. eintragen. Meine Berechnung ist genau. Das Parfüm des Almés ist berufen, eine Revolution in den Ölen und Cosmetiques des Pariser Handels hervorzurufen. Warum läßt Du den Mut in dem Augenblicke sinken, wo wir das Ziel erreichen? Frage die Geschichte: alle Erfinder und Entdecker wurden im Anfange verkannt und sogar mißhandelt. Daß ich ähnliche Not ausstehen muß, ist natürlich. Die Prüfung zuerst, die Prüfung vor dem Triumph, damit Leiden die Stirne veredeln, auf die eine Krone wartet! Fasse Mut, Colomba, der Tag des Sieges ist nahe. Bald wirst Du in der Ferne die Fanfaren des Frohlockens vernehmen. — Wo ist der Erfinder des Parfüm des Almés? schreien hunderttausend donnerlaute Stimmen. — Hier! — man belade ihn mit Gold, wie einen Elefanten! Man beladet mich und ich komme und schütte Alles zu Deinen Füßen aus.«

»Chimären! schöne Chimären!«

»Ungläubiges Weib, wollte ich Deinen Reden das Ohr leihen, Du würdest in mir den Kern aller Energie zerstören. Ich wiederhole es, die Stunde des Sieges ist nahe. Sie hätte bereits

geschlagen, wenn ich Gelder oder auch nur persönliche Beziehungen besäße. Unglücklicherweise ist meine Familie gänzlich ausgestorben; der einzige noch übrige Verwandte, René de Verdières, ist nicht zu finden. Der Adresskalender von fünfundzwanzigtausend Namen verschweige den seinigen. Hat dieser junge Mensch sich meinen gerechten Ansprüchen durch eine ehrlose Flucht entziehen wollen, oder sucht er mich im Norden mit löblicher Hingebung? Alles ist möglich. Ah, wenn ich ihm begegnete, ich würde ihm eine starke Partie meines Parfüm das Almés verkaufen.«

»Dein Parfüm den Almen riecht sehr nach kölnischem Wasser, murmelte Colomba.«

»Irrtum! Das kölnische Wasser riecht nach Parfüm des Almés.«

»Gleichvieh Magloire, das ist das Glück nicht, das Du mir versprochen hast.«

»Bist Du überspannt! Wie! sind wir nicht glücklich?«

»Glücklich wie zwei Vögel im Schnee!«

Der Graf von Plougastel küßte Colomba auf die Stirne, und sagte mit feierlicher Stimme. »Ich gehe in mein Arbeitskabinett. Laß Niemand zu mir herein; ich glaube in der Straße Emissäre der ersten Parfümeriehäuser von Paris gesehen zu haben. Man will mir mein Geheimnis entreißen, es soll ihnen nicht gelingen. Ich werde den Spähern zu entgehen und allein die Früchte meiner Entdeckung zu genießen wissen. Colomba, Du stehst reich auf.«

3. Zwei Pariserinnen.

Die erste Person, welche sich am nächsten Morgen in Jorry's Laden zeigte, war der Maurer Bertholet. Er erkundigte sich über die Arbeit, die er für den Buchhändler ausführen sollte. Bertholet war von seiner Tochter Claire begleitet, einer jungen graziösen Erscheinung, blond wie eine Athen frisch wie ein Sommermorgen, ganz voll Glanz und Lächeln. Clara und Hortense waren Jugendfreundinnen; sie umarmten sich vor Freude.

»Exakt wie die Bank von Frankreich!« sagte Jorry zum Mauren ihm die Hand haltend.

»Wenn es sich um Arbeit handelt«, antwortete dieser, »muß mein Kopf mir meine Uhr sein.«

»Brav, gut gesprochen — das ist ökonomisch gehandelt. Sie sind also zufrieden, das Geschäft geht gut, nicht wahr?«

»Eben nicht übermäßig.«

»Desto schlimmer«, sagte der Buchhändler, der bereits daran dachte, ihm weniger zu geben.

»Wenn ich mich ärgere, so ist es nicht wegen des Staubes, der mir in den Hals kommt. Seit acht Tagen bin ich auf Warte. Bei mir ist es nicht, wie bei Ihnen, Vater Jorry«

»Wie, nicht wie bei mir? Was wollen Sie damit sagen?«

»Nun, Ihr Schäfchen ist im Trocknen.«

Bertholet war der Typus des Pariser Arbeiters; ein wenig blasse Figur, mißtrauisches Auge, geistreicher, kleiner Mund. Er trug jene weiße Blouse, die seit einigen Jahren zur Uniform geworden ist. Man hielt ihn für älter, als fünfzig, und doch hatte er kaum fünfundvierzig, aber man wird so schnell alt bei diesem Handwerk des Steinhinundherbewegens! Bertholet war ein Mann von skrupulöser Ehrlichkeit, deshalb setzte er auch einigen Stolz darein, seine Armut überall zur Schau zu tragen. Er war ein ausgezeichnete Familienvater gewesen; seht, nach fünfzehn Jahren glücklicher Ehe Witwer, übertrug er alle Liebe auf seine Tochter Claire, das lebendige Bild ihrer Mutter. Mitten im Carré Saint-Martin geboren, war er niemals über St. Cloud, La Rapée

und Montrouye hinausgekommen, und so eine der gelungendsten Verkörperungen des Mannes aus dem Volke, mit allen seinen guten und schlimmen Eigenschaften, aller seiner Naivität und Abgefemtheit. Seit langer Zeit stand er mit Jorry in Verbindung.

»Kommen Sie hierher, sagte der Buchhändler, Sie sollen mein Projekt sogleich begreifen.«

Er zog den Maurer in den Hintergrund seines Ladens, während die beiden Mädchen, die sich am Zahltische niedergelassen hatten, eine Konversation begannen.

»Hm!« sagte Bertholet, nachdem er sein Maß genommen hatte, »die Sache wird nicht so einfach sein, wie Sie glauben.«

»Ach, gehen Sie!«

»Sie müssen schon einige von den kleinere Goldfüchsen loslassen, welche Sie so festhalten, Vater Jorry.«

»Sie tun mir in Mark und Bein weh, Bertholet. Ich habe alles notwendige Material auf einer Versteigerung gekauft, wozu soll das Geld-Hinauswerfen nützen, wenn es nicht absolut notwendig ist?«

»Material so viel Sie wollen, das hindert nicht, daß Sie noch ein wenig Glut unterlegen müssen.«

»Welcher Eigensinn! Und wo ist es, das Material?« sagte Bertholet.

»Oben, oben aus meinem Speicher. Kommen Sie mit mir.«

»Kommen Sie!«

Der Antiquar holte einen Schlüssel herab, während Bertholet, sich nach seiner Tochter umkehrend, sagte: Ich steige ans Jorry's Speicher, ich werde vielleicht lange Zeit dort oben bleiben, gehe allein in Deinen Laden zurück.

Er küßte die Stirne, die ihm Claire darbot.

»Adieu, liebes Kind.«

»Kommen Sie endlich?« sagte der Buchhändler barsch.

»Ich komme schon, mein Verehrter, ich komme schon. Muß man einem Kinde nicht, sein gehöriges Teil Zärtlichkeit zukommen lassen? seht bin ich bereit, zeigen Sie mir den Weg nach Ihrem Belvedere.«

Als die beiden jungen Mädchen allein waren, drückten Sie sich mit verdoppelter Freundlichkeit die Hände.

»Plaudern wir jetzt!«

»Wie viel Uhr ist es?« fragte Claire.
»Acht Uhr. — Aber warum.«
»Weil ich keine Zeit mehr habe.«
»Das ist ein Unglück«, sagte Hortense, »ich hatte Dir so viel anzuvertrauen.«
»Und ich auch!« sagte Claire.
»Ich glaube unsere Uhr ist um eine Viertelstunde voraus.«
»Bist Du gewiss? Bah, übrigens man wird im Laden auch aus mich warten können.«
»Setze Dich doch da neben mich. Claire, ich verlange von Dir eine Aufklärung.«
»Sprich.«
»Es ist Dein Handwerk, den ganzen Tag lang in schönen Stoffen herumzuwühlen, sage mir doch, wie viel grauer Seidenzeug kostet.«
»Grauer Seidenzeug?« fragte Claire verwundert.
»Ja.«
»Das kommt darauf an, es gibt solchen zu allen möglichen Preisen.«
»Oh, ich meine mittlere Qualität. Stelle Dir vor, meine Liebe, ich habe noch nie ein Seidenkleid getragen.«
Die Bitterkeit, welche Hortense in diese Worte legte, verriet ein ganzes Leben voll Melancholie, eine ganze unterdrückte Jugend.
»Nie?« sagte Claire, »Du wirst nicht gewollt haben, denn Dein Vater —«
»Mein Vater glaubt, daß das Glück in Entbehrungen besteht, und bis jetzt hat er es versucht, mich davon zu überzeugen.«
»Bis jetzt?« sagte Claire schlau; »das will sagen?«
»Das will sagen, antwortete Hortense lächelnd, daß ich jetzt ein seidenes Kleid will.«
»Nimm Dich in Obacht, Du wirst eine Koquette werden.«
»Mache Dich nicht lustig über mich. Hinter diesen stets staubigen Fenstern, in diesem mit hundertjährigen Büchern angepfropften Läden, habe ich, was ich gerne gestehen will, das Verlangen nach Toilette nie empfunden. Für wen hätte ich mich denn geputzt? Für meinen Vater, den ein Zollbreit Spitzen ärgert, den das kleinste Bändchen in Zorn bringt? Ich bin also geblieben, als was Du mich immer gekannt hast, ein Aschenbrödel, aber ein

Aschenbrödel ohne Stiefmutter, immer zu Hause, immer schwarz gekleidet, als wenn ich Trauer um meine Jugend trüge.«

»Um sechzig Franken bekommst Du ein sehr schönes seidenes Kleid.«

»Das ist sehr teuer, aber immerhin —«

»Erlaube mir nur, Dir einen Rat zu geben«, sagte Claire.

»Nun?«

»Nimm keine graue Seide. Wir stehen jetzt am Beginn der schönen Jahreszeit, nimm lieber Rosaseidenzeug oder schottische Seide.«

»Das schreit zu sehr.«

»Ist aber auch viel munterer. Erstlich muß man nicht nur zur Hälfte Koquette sein. Entweder eins oder das andere: Willst Du oder willst Du nicht gefallen?«

»Du hast recht; es ist schon wieder das Gefühl der Erniedrigung, das mich packt.«

»Du hast recht; es ist schon wieder das Gefühl der Erniedrigung, das mich packt. Du siehst, meine größte Verwegenheit war vom schwarzen zum grauen überzugehen. Zanke mich nur tüchtig ab, lehre mich, Geschmack zu haben; daran hat es mir immer ein wenig gefehlt, wie Du weißt, während Du selbst in unserem Institute Deinesgleichen nicht hattest, um ein Häubchen mit einem Nichts, einem Band, einem Gaze umzugestalten und zu verschönern.«

»Du willst mir jetzt schmeicheln«, sagte Claire.

»Nein, aber ich will, daß Du mir Unterricht gibst.«

»Das wird nicht lange dauern und nicht schwer sein. Dazu braucht man nur guten Willen.«

»O, den habe ich«, sagte Hortense.

»Ich merke es.«

»Claire —« sagte die Tochter des Antiquars, ein wenig verwirrt.

»Gut, versuche es mich zu schelten, weil ich Dein Geheimnis durchschaue.«

»Mein Geheimnis?«

»Du liebst oder stehst auf dem Punkt, zu lieben«, sagte Claire mit einer kleinen Pedantenmiene.

Hortense errötete und beeilte sich zu antworten:

»Wen sollte ich hier lieben?«

»O gewiss ist Dein Held aus keinem von den dicken Ritterromanen, die ich da oben sehe, herausgestiegen. Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dich in eine Fiktion verliebt hast.«

»Nein«, sagte Hortense, sich zu einem Lächeln ermutigend.

»Es wird auch keine von den alten Persönlichkeiten ohne Haare sein, denen die Entdeckung eines schimmeligen Buches Kongestionen von Wonnegefühl bereitet, und die sich einbilden, daß das Paradies nur eine ungeheure Bibliothek ist.«

»Welche Idee!«

»Ist er jung!«

»Gewiß«, antwortete Hortense.

»Du liebst ihm wirklich?«

»Ja.«

In der Regel haben Frauen die Gewohnheit, derlei Geständnisse mit mehr Variationen zu umgeben. Aber dieses mit fester Stimme ausgesprochene, mit seinen zwei Buchstaben in sie aus dem Herzen getretene Ja beurkundete den bestimmten Charakter Hortense Jorry's.

»Und er?« fragte Clara.

»Er hat sich noch nicht erklärt.«

»Das ist wie bei mir!« rief unvorsichtig die junge Arbeiterin.

»Was willst Du sagen?«

»Nichts.«

Hortense betrachtete sie. Sie waren in diesem Augenblicke alle beide rot wie Frühkirschen.

»Claire, wir haben uns Vertraulichkeit um Vertraulichkeit versprochen. Jetzt ist es an Dir, Dein Wort zu halten. Vor Allem, wie heißt er?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Claire.

»Bah, er hat sich nicht genannt?«

»Nein; übrigens habe ich kaum mit ihm gesprochen.«

»Wo hast Du ihn kennen gelernt?«

»Ganz nahe hierbei, auf dem Pont des Arts.«

»Erzähle«, sagte Hortense.

»Die Sache ist ganz einfach; vor zwei Monaten ging ich allein in meinen Laden, als mir, da ich eben über die Brücke ging, mein Nadelbüchchen aus der Tasche fiel und alle meine Nadeln sich

auf dem Boden zerstreuten. Ein junger Mann blieb stehen und half mir, sie zusammen zu suchen. Er richtete hierauf noch einige freundliche Worte an mich, die ich nicht hörte, und entfernte sich.«

»Ist das Alles?« fragte Hortense.

»Ah, seither begegne ich ihm alle Tage«, sagte Claire. »Er schaut mich scharf an, grüßt mich und geht vorüber. Armer junger Mensch!«

Diese Worte wurden von Claire mit einem schmerzlichen Seufzer gesprochen.

»Warum traktierst Du ihn als ›armen jungen Menschen?««

»Weil ich unter seinen eleganten Manieren die entsetzlichen Spuren der Armut entdeckt habe.«

»So?« sagte die Tochter des Antiquars mit der Betonung des höchsten Interesses.

»Seine Kleider sind reinlich, aber abgetragen. Auf der Straße wagt er Niemanden anzusehen, als mich, und auch diese Blicke sind so furchtsam und niedergedrückt, daß sie mich betrüben.«

»Seltsam!« sagte Hortense ganz leise, als ob sie mit sich selbst spräche. »Der, den ich liebe, ist auch arm. Auch er ist schüchtern und das Bewußtsein seiner Armut hat ihn bis heute abgehalten, sich zu erklären.«

»Gleichviel«, sagte Claire; »Dein Schicksal ist dem meinigen vorzuziehen. Du bist reich, Hortense, oder wirst es wenigstens einmal sein. Du kannst hoffen. Aber welche Zukunft hat meine Liebe? Ich bin nur eine Arbeiterin, er ist ohne Zweifel noch weniger als ein Arbeiter. Arm alle Beide, was können wir anstreben? Du siehst, daß Du trotz Deiner Klagen noch glücklicher bist als ich.«

Hortense schüttelte ungläubig den Kopf.

»Aber halt«, rief Claire; »ich habe Dich am Anfange Deiner Beichte unterbrochen. Ich habe Dir Alles gesagt, jetzt ist die Reihe an Dir. Zuerst, sein Name.«

»Gut also, er heißt —«

Hortense hielt plötzlich inne; Jemand trat in den Laden.

Es war Rénè de Verdières.

Die beiden jungen Mädchen erbebtten zu gleicher Zeit, ohne daß die eine die Verwirrung der andern gewahr wurde.

Rénè sah nur auf Hortense; er war blasser als gewöhnlich, seine Haltung unentschiedener.

»Ist Herr Jorry nicht zu Hause, mein Fräulein?« fragte er mit schwacher Stimme.

»Nein, Herr Ré nè.«

Bei dem Namen Ré nè klang in der Brust Claire's ein Echo wieder.

»Wollen Sie mit ihm sprechen? fuhr Hortense fort; er ist oben, ich kann ihn benachrichtigen.«

»O, das ist unnötig, Mademoiselle; meine Absicht war nur, jene schöne Ausgabe von Petrarca mir von ihm zu erbitten, die er mir schon mehrmals zu konsultieren erlaubte.«

»Seinen Venezianer Petrarea, nicht wahr?«

»Ja, mein Fräulein, den von 1546.«

»Das trifft sich unangenehm; mein Vater hat ihn, ich weiß nicht warum, in seinen eigenen Glaskasten eingesperrt, aber ich will den Schlüssel bei ihm holen.«

»Ich bin vielleicht unbescheiden, mein Fräulein?« warf er ein.

»Nein, nein, Herr Ré nè, nein! beeilte sich Hortense zu antworten. Mein Vater sagte mir noch gestern, wie sehr es ihm Vergnügen mache, Ihnen seine kostbarsten Bücher anzuvertrauen. Ich bitte Sie nur um einen Augenblick Geduld, denn ich muß ihn in den Mansarden aufsuchen.«

Der Wunsch, Ré nè zu gefallen, überwog im Geiste Hortense's jede andere Rücksicht, und sie sah keine Gefahr darin, ihn einige Augenblicke mit Claire allein zu lassen. Wie sie verschwunden war, wurde der junge Mensch nach seiner Gewohnheit wieder schweigsam und wühlte auf den Gestellen herum, ohne auf die junge Arbeiterin Rücksicht zu nehmen. Diese mußte mit Affektation husten, damit er sich ihr zuwendete.

»Ah, Sie hier, Mademoiselle!« rief er erstaunt.

Claire lächelte errötend. »Sie erkennen mich also endlich, mein Herr?« sagte sie.

»O, Mademoiselle, entschuldigen Sie meine Zerstreuung; ich hatte Sie nicht gesehen und dann erwartete ich so wenig —«

»Mich zu treffen? Wir sind doch am Wege nach dem Pont des Arts.«

»Ah, Sie erinnern sich?«

»Woran?« sagte sie mit erkünstelter Naivität.

»An den Tag, an welchem ich das Glück hatte, Ihnen eine sehr geringe Gefälligkeit erweisen zu können.«

»Ja, mein Herr, ich erinnere mich an diesen Tag — und an die andern.«

»Wäre es möglich!« sagte René freudig.

Aber alsbald wurde sein Gesicht wieder düster. Er hatte soeben seinen Blick auf seinen verzweifelten Anzug geworfen. Nur in den öffentlichen Bibliotheken, unter dem kläglichen Haufen von Professoren ohne Schüler, von ewigen Supplikanten und halb Verrückten, die dem Stein der Weisen oder dem griechischen Feuer nachlaufen, hätte man ein solches Spinnenkleid finden können. An den Schultern haftete der Rock wie ein Heftpflaster auf dem Fleisch, immerhin noch anständig, trotz seiner umfassenden Tintenklexe und seiner Knöpfe, von denen nur die Hilfe übrig geblieben war, ein grausamer Rock, weder grau, noch blau, noch schwarz. Es war der Rock einer letzten Audienz, der die Unverschämtheit der Lakaien herausfordert; der feuchte, kalte Rock, über den auf der Straße Niemand lacht, der Rock, der längst allen Ausbesserungen Lebewohl gesagt hat. Es war der Rock vor dem Selbstmord. René hatte gekämpft, so lange er es vermochte. Endlich aber ward der Mensch vom Rock überwunden, er trug ihn jetzt, wie man eine Schandtafel trägt, mit gesenkter Stirn, das Auge zur Erde geschlagen. An demselben Tage hatten sich, um das Schrecknis auf's Äußerste zu treiben, entsetzliche Störungen im Rocke gezeigt; die Ärmel gaben, nachdem sie das Terrain bis zum letzten Augenblick verteidigt hatten, nach, die Explosion erfolgte. Die übrigen Kleidungsstücke waren in ähnlichem Zustande wie der Rock.

Alles dies hatte René von Verdières mit einem Blick übersehen, als seine Konversation mit Claire einen verliebten Ton anzuschlagen begann. Dieses hatte seine aufkeimende Freude zertreten und das Wort auf seinen Lippen erstarren machen. Plötzlich schüttelte er den Kopf und sagte sich, daß er träume oder daß er närrisch sei. Liebe, für ihn? War das möglich? Er griff wieder zu seinem Buche, vertiefte sich in seine Lektüre und in seinen Schmerz. Dieser Blick und die darauf folgende Bewegung entgingen Claire, welche ihren entsetzlichen Sinn begriff, nicht. Fünf Minuten verflossen in gänzlichem Stillschweigen, und dieses

schien sich noch ins Unendliche verlängern zu wollen, als das junge Mädchen, welches René nicht aus den Augen ließ, ihn plötzlich erblassen und mit der Hand nach der Brust zucken sah.

»Mein Gott! Was fehlt Ihnen, mein Herr?« schrie sie, aufstehend.

»Nichts, mein Fräulein«, antwortete er mit erstickter Stimme, »es ist nichts, ich versichert Sie.«

»Ich glaubte an eine Ohnmacht —«

»Eine Ohnmacht, ja —«

Er begleitete diese Worte mit einem sonderbaren Lächeln.

»Sie sollten etwas zu sich nehmen«, sagte sie freimütig.

Eine Röte, rasch auffliegend wie ein Blitz, ersetzte auf seinen Zügen die gewöhnliche Leichenblässe. Er nahm das junge Mädchen scharf ins Auge. Die Frage, welche sie an ihn gerichtet hatte, konnte auch unter den vorhandenen Umständen als eine entsetzliche Ironie gelten. René de Verdières hatte seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen. Durch Entbehren zu Entbehren, durch Auskunftsmittel zu Auskunftsmitteln war er bei dieser äußersten Periode, der letzten, angekommen. Langsam war er dabei angelangt, und mit offenen Augen, wie ein Mensch, der eine Treppe, eine Stiege nach der andern hinabsteigt. Nachdem er den vorhergehenden Tag in der Erwartung irgend eines Zufalles zugebracht, war er in der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, eingeschlafen; aber das Leben ist ein kräftiger Spottvogel René schleppte sich am Morgens zu dem Buchhändler Jorry, ein Plan hatte sein Gehirn durchzogen, ein Projekt, welches ihn tröstete, wie ein Strahl jener Sonne, die bald auf immer für ihn erlöschen sollte. Er wollte sich einen letzten Genuß verschaffen. Ein Sybarite des Gedankens, der immer den Büchern seine höchsten Wonnen verdankte, wünschte er in ihrer Mitte zu sterben und seine Seele, so zu sagen, in dem Hymnus eines angebeteten Dichters auszuhauchen. Deshalb hatte er Petrarca's Werke verlangt. Es sollte sein Malvasier-Faß sein; da er sich nicht mit Rosen krönen konnte, umgab er sich mit lächelnden Gesängen und Stansen, leicht wie ein Nymphenchor: — ihr sanftes Geräusch, sagte er zu sich selbst, wird auf meinen Lippen das Geheimnis des Todeskampfes ersticken, und Dank dieser dichterischen Magie wird mein letzter Seufzer eine letzte Wonne sein. Wir haben gesehen, wie sein Vorhaben durch die

unerwartete Anwesenheit Claire's, jenes jungen Mädchens, dass er seit zwei Monaten heimlich liebte, und das ihm in dieser verhängnisvollen und entscheidenden Stunde, wie der Engel der Reue erschien, durchkreuzt wurde. Deshalb versuchte er es, ihr Bild zu verscheuchen, wie man eine zu teure und zugleich zu schmerzliche Vision verjagt. Claire war abermals bestürzt, zugleich bestürzt und entsetzt. In dem stieren Blick des jungen Menschen hatte sie die Wahrheit, die ganze Wahrheit durchschaut. Nun ergriff es sie wie ein Schwindel und sie war genötigt; sich an den Zahltisch anzuklammern. Es überkam sie jenes mit Schrecken untermischte Gefühl der Verwirrung, welches fast immer durch die Entdeckung eines großen Unglücks, einer großen Beschämung erzeugt wird. Zwei Tränen rannen aus ihren schönen Augen. Rénè sah sie nicht. Einen Moment der Schwäche überwindend, las er heroisch weiter. Sein stets blasses Gesicht trug jetzt eine erkünstelte Miene der Sorglosigkeit und Ruhe zur Schau, das ihm schlecht stand. Schon aber summte es in seinen Ohren, seine Augen verschleierten sich trotz seiner Willenskraft und seine Hände zitterten. Er täuschte sich nicht über diese Symptome. Er glich in diesem Augenblicke einem zum Tode Verurteilten, der lange Zeit hindurch seine Begnadigung erwartet oder auf den Zufall gerechnet hat. Der verhängnisvolle Tag erscheint; der Verurteilte, den man zur Hinrichtung führt, wirft lange Blicke um sich; er sieht die Freunde nicht, die ihm die Befreiung versprochen hatten. Er seufzt und setzt seinen Weg fort. Während man ihm die Augen verbindet, sucht er noch Zeit zu gewinnen. Alles umsonst. Er kniet nieder und betet, ein Wunder allein kamt ihn retten, aber auf dieses Wunder hofft er nicht mehr. Er sagt dem Leben Abschied — sein Kopf wird auf den Block gelegt. Da kommt seine Begnadigung!

Rénè Begnadigung kam unter analogen Umständen und in einem ebenso verzweifelten Augenblick. Sobald die junge Arbeiterin die ganze Ausdehnung seines Elends erraten hatte, hatte sie nur mehr einen Gedanken: ihm gegen seinen Willen zu Hilfe zu kommen, ihn zu unterstützen ohne ihn zu beleidigen. Das war schwierig. Sie besaß nur ein Fünffranksstück das Ergebnis des Sparens von einem ganzen Monat; aber wie war daran zu denken, es ihm anzubieten? Wie konnte sie hoffen, ihm einen solchen Notheller darbringen zu dürfen? Inmitten dieser Reflexionen fielen ihre Augen auf den Hut Rénès. Wir haben die

Kleider Rénès beschrieben, wir verzichteten darauf, den Hut zu beschreiben. Er lag aus einem mit Fleiß im finstersten Winkel des Leidens ausgesuchten Stuhle. Claire näherte sich demselben auf die natürlichste Weise von der Welt, indem sie sich das Ansehen gab, etwas zu suchen. Ein Sacktuch lag, wie um ihr Projekt zu begünstigen, im Hut. Sie dachte, das Sacktuch würde das Geräusch des hineinfliegenden Geldstücks, das sie in der Hand hielt. Dämpfen. Aber — auf dem Punkte, ihre großherzige Handlung auszuführen, wurde sie von Beängstigung ergriffen und das ihrer Hand entschlüpfte Fünffrankstück fiel - neben das Sacktuch und klapperte auf dem Boden des Hutes. Das Verhängnis wollte, daß Rénè im selben Augenblick die Augen aufschlug. Er fuhr zurück, wie wenn er einen is Peitschenhieb ins Gesicht erhalten hätte.

»Mademoiselle! Mademoiselle! Was tun Sie da? dieser Hut ist mein.«

Claire verstummte und dachte an Flucht.

»Sie verstehen mich nicht«, nahm er wieder das Wort; »Sie antwortete mir nicht!«

»Mein Herr«, stammelte sie, verzeihen Sie mir, »ich bitte Sie — ich wußte nicht — ich — es war nicht böse gemeint.«

Er sah, wie ein Tränenstrom das Gesicht dieses Kindes überflutete. Rénè war im tiefsten Herzen gerührt. Er faßte Claire an der Hand und sagte mit bewegter Stimme: »Wissen Sie, was Sie getan haben? Sie haben mir ein Almosen gereicht. Sie haben mich wie einen Bettler behandelt.«

»Nein«, sagte sie, »wie einen Freund, einen Bruder.«

»Sprechen Sie die Wahrheit?« sagte er mit jenem Zögern und jener Ungläubigkeit, welche den Unglücklichen eigen sind.

»Warum sollte ich lügen?« antwortete Claire, »ich bin dem Zuge meines Herzens gefolgt, Sie müssen nur meine Ungeschicklichkeit anklagen.«

»Armut macht mißtrauisch«, sagte Rénè, »ein Übermaß von Zartgefühl läßt Sie ohne Zweifel das Interesse, das Sie an mir nehmen, übertreiben.«

»Sind Sie denn so wirklich ganz und gar ein Fremder für mich?«

»Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich nur ein solcher wäre. Es gibt Menschen, von denen man Alles eher erwarten will,

als Mitleiden.«

»Schließt denn das Mitleiden jedes andere Gefühl aus?« sagte Claire leise.

Rénè betrachtete sie einige Zeit stillschweigend.

»Spielen Sie nicht mit mir«, sagte er endlich.

»In dem Augenblick, wo Alles vor meinen Augen zu verschwinden beginnt, lassen Sie in diesem Augenblick keine Täuschung aufleuchten, welche meinen Todeskampf noch schrecklicher macht. Wir wollen nichts gehört, nichts gesehen haben. Noch ist es Zeit, nehmen Sie Ihr Geschenk zurück.«

»Ich werde nichts zurücknehmen. Ich will, daß Sie leben.«

»Hüten Sie sich! sagte Réne; das ist eine schwerere Verbindlichkeit, als Sie denken; sie kann für Sie verhängnisvoll werden. Ich kann nicht nur zur Hälfte dankbar sein; wer mir einen Winkel seines Herzens anbietet, dem gebe ich mein ganzes Leben. Die Worte Achtung, Hingebung, Neigung, diese Worte, welche für die übrigen Menschen eine getrennte Bedeutung haben, verschmelzen bei mir in das einzige Wort: Liebe.«

»Ach, mein Herr!« rief Claire errötend.

»Sie sehen, meine Art zu danken erschreckt Sie bereits. O, ich gehöre nicht zu denen, die man ungestraft verpflichtet, setzte er, sich zu einem Lächeln zwingend, hinzu. Glauben Sie mir, gehen Sie nicht weiter in Ihrer Mildtätigkeit, mein Fräulein. Halten Sie mich nicht am Rande des Abgrunds zurück. Sie wissen nicht, wer ich bin, ich würde Ihrer glänzenden Jugend nur Unglück bringen. Ich bin ohne Stütze, ohne Zukunft, ohne Mut. Mein träumerisches Wesen ist nur die Verkleidung meiner Faulheit; meine Kenntnisse, wenn ich mich eines so anmaßenden Wortes bedienen darf, gehören nicht unter diejenigen, welche leicht zu verwenden sind. Welchem Zweige der Tätigkeit soll ich mich anschließen? es mangelt mir der feste Wille, ein Handwerk zu ergreifen. Wenn ich mich nur für irgend etwas, für eine Idee, für eine Entdeckung begeistern könnte. Aber Nichts! Nichts! mein Geist tönt hohl, wo immer ich an ihn poche. Ich liebe die Bücher ihrer selbst wegen, als wenn ich ein fürstlicher Liebhaber wäre. Mein Portrait kann ich in zwei Worte zusammenfassen: unbekannt und unnütz. Wollen Sie noch immer, daß ich lebe?«

»Ja«, sagte Claire, ihm die Hand reichend.

Ein auf der Treppe entstehendes Geräusch kündete die Rückkehr Hortense Jorry's an. Claire zog ihre Hand rasch aus der des jungen Mannes zurück und stürzte, zu aufgeregt, um die vorhergegangene Unterhaltung mit ihrer Freundin wieder aufnehmen zu können, auf die Straße.

4.

Das verhängnisvolle Dach.

Die Augen fest auf die Tür geheftet, durch welche die junge Arbeiterin verschwunden war, stand Rénè unbeweglich da und fragte sich, ob das, was er seit einigen Augenblicken gesehen und gehört, nicht der Anfang einer Halluzination, die Folge eines 48-stündigen Fastens war. Hortense trat herein.

»Ich habe Sie lange wartete lassen«, sagte sie, »aber mein Vater stack so tief unter dem Gerümpel da oben, daß ich tausend Mühen hatte, ihn herauszufinden.«

Sie sagte nicht die Wahrheit Jorry, durch ihre dienstfertige Eile mißtrauisch geworden, hatte Schwierigkeiten gemacht, ihr den Schlüssel des Glaskastens auszuhändigen. Auf ihre Bitten hatte er sich jedoch dazu entschlossen, nachdem sie ihm zu wiederholten Malen versichert, daß es sich um einen ernstlichen Kauf handle.

»Wie viel Mühe ich Ihnen mache, Mademoiselle!« sagte Rénè, noch kaum aus seinem verstörten Wesen zurückgekommen.

»Sprechen wir nicht mehr davon, Herr Rénè ich wünschte, ich könnte Ihnen noch mehr Gefälligkeiten erweisen. — Aber ich sehe ja Claire nicht!« sagte sie, sich unterbrechend.

»Claire?«

»Ja, das junge Mädchen, das bei mir war, wie Sie hereinkamen.«

»Ah, sie heißt Claire!« wiederholte er laut.

»Haben Sie sie hinausgehen sehen?« fragte Hortense überrascht.

»Ich glaube ja — ja — ja.«

Hortense's Stirn umwölkte sich. Ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe schlich sich in ihr Gemüt. Sie versuchte es zu verscheuchen, indem sie das beschleunigte Weggehen Claire's der vorgerückten Stunde und dem Zwange ihres Arbeitslokals zuschrieb. Übrigens ließ diese Anwesenheit sie mit Rénè allein und Hortense suchte die Gelegenheit eines solchen tête-à-tête.

Sie war sogar entschlossen, an diesem Tage von Seite des jungen Menschen ein entscheidendes Geständnis zu provozieren.

Wir haben nicht notwendig zu sagen, wie weit René davon entfernt war, die Belagerung die jetzt gegen ihn organisiert wurde, zu ahnen. Er wärt gerne fortgegangen, aber das war unmöglich, nachdem er aus den Händen Hortense den verlangten Petrarca erhalten hatte. Seit einigen Minuten las er also, oder stellte sich als ob er lese, denn seine Gedanken waren tausend Meilen von dem Bande weg, als er von der Tochter des Antiquars unterbrochen wurde.

»Monsieur René?«

»Mademoiselle?«

»O, ich störe Sie ohne Zweifel!«

»Sie stören mich durchaus nicht, ich wollte soeben meine Lektüre beenden.«

»War jener Petrarca, dessen Verse Sie so sehr bewundern, nicht in eine gewisse Laura verliebt?«

»Laura de Sades; ja, mein Fräulein.«

»Ich bemerke Etwas«, Monsieur René; »fast alle großen Dichter waren groß in der Liebe.«

»Das ist wahr, es gibt wenige Meisterwerke, denen nicht irgend eine große Leidenschaft zu Grunde liegt.«

»Ah«, sagte sie mit schelmischen Lächeln, »wenn Sie also berühmt werden wollen, Monsieur René, so bleibt Ihnen nichts übrig, als sich zu verlieben.«

»Ich bin kein Dichter, Mademoiselle«, antwortete er.

Es war um die Kombinationen Hortense's geschehen; ein Wort hatte sie umgestoßen. René setzte, einem tief inneren Gedanken folgend, wie verbessernd hinzu:

»Nichts desto weniger glaube ich, daß von allen Gefühlen es die Liebe ist, die am meisten die Energie erzeugt.«

In den Augen Hortense's konnte dieser Satz als Einleitung in eine Erklärung gelten. Sie faßte wieder Hoffnung, als die Türe des Ladens plötzlich aufging, und der Doktor Quatre-Epingles hereintrat.

»Mademoiselle, ich habe die Ehre Sie zu begrüßen; guten Morgen, mein junger gelehrter Freund.«

Hortense hatte Mühe, ihren Verdruß zu verbergen. René tauschte mit dem Doktor einen herzlichen Händedruck. Sein Charakter, wie sein Wissen standen bei ihm in gleich hohem Ansehen. Obgleich mehr als sechzig Jahre alt, trug der Doktor Quatre-Epingles oder vielmehr der Doktor Anselme (man kannte ihn unter diesen beiden Namen) sein Alter kräftig, wie alle Leute, welche mehr mit dem Geiste als mit dem Körper leben. Seine Physiognomie zeugte von großer Sanftmut mit wahrhaftem Adel. Sein Anzug, der ihm seinen Namen verschafft hatte, bestand unabänderlich aus einem schwarzen Überrock, schwarzen Beinkleide und einer weißen Krawatte. Diese weiße Krawatte, den runden Hut und die silberbeschnallten Schuhe hatte er aus den Moden seiner Jugend übrig behalten. Klein mit lachenden Lippen, einer leichten Haltung, feinen Fingern, wußte er zugleich Lächeln, Sympathie und Respekt hervorzurufen.

Reich war er auch nicht und um seine Bibliothek allmählich zu vermehren, mußte er oft an den notwendigsten Dingen sich absparen. Um seinen Geschmack mit seinen pekuniären Hilfsmitteln in Einklang zu bringen, hatte er es frühzeitig verstanden, sich in die Schranken einer »Spezialität« zu bannen. Die Spezialität ist die Zuflucht der Bücherfreunde, deren Mittel beschränkt sind. Nur Regierungen und Generalsteuereinnahmer können alle schönen Bücher ohne Unterschied kaufen.

Es gibt Spezialisten der Wissenschaft, die unerhörtesten und pedantischstem solche, die wie Abbot fünfhundert fünfunddreißig verschiedene Spinnenwebenspezies aus Georgien in Amerika gezeichnet und koloriert haben. Es gibt Spezialisten des Romans, des Ritterromans des Romans der unterirdischen Gewölbe, der Liebesromane.

Herr von Solienne, der die Spezialität des Theaters hatte, war so weit gediehen, nur Stücke zu sammeln, die nie gespielt oder gedruckt worden waren. Ein anderer Buchnarr suchte nach einem gewissen Wurm in den Büchern, der nur in Einbänden von einem gewissen Leder vorkommt.

Dr. Quatre-Epingles hatte eine Spezialität, die ebenso elegant und sanfter Natur war, als es sein ganzes Wesen voraussehen ließ. Er sammelte Poesien.

Hortense hatte einen schiefen Blick auf den Dr. Quatre-Epingles geworfen, der nicht wußte, wie sehr er, nach Durchkreuzung ihrer

Pläne, auch noch ihre Meinungen verletzte. Sie zögerte nicht, sich zu rächen. Der Dr. Quatre-Epingles lorgnierte seit einigen Wochen eine Ausgabe der *Mélanges poétiques* der Gräfin Fanny de Beauharnais.

Endlich hatte er die nötigen Fonds zu diesem Ankauf beisammen, weshalb er auch heute in so trefflichem Humor war.

»Ei«, sagte er mit jener anscheinenden Unbekümmertheit, von der sich kein Kaufmann mehr fangen läßt, da ist ein Werk, zu dem ich fast Lust hätte.

»Sie sind nicht der Einzige«, antwortete sie etwas barsch, ein prachtvolles Exemplar auf holländisches Papier, und welcher Einband!«

»O, der Einband hat nichts Bemerkenswerthes, es steht ja nicht einmal der Name des Buchbinders darauf.«

»Was liegt daran? Dieses Buch finden Sie in ganz Paris nicht.«

»Sie glauben?« sagte der Dotter voller Angst.

Eine Unterstützung suchend, wendete er sich an René:

»Monsieur René, mir scheint, Fräulein Jorry täuscht sich?«

Jetzt nahm René das Buch in die Hand.

»Sie befinden sich sicherlich im Irrtum, mein Fräulein. Die *Mélanges* der Gräfin von Beauharnais kommen in einer Versteigerung vor, die am 28. des nächsten Monats stattfindet. Übrigens ist Ihr Exemplar, so schön es sonst sein mag, etwas mangelhaft, denn es fehlen darin zwei Kupfer von Marillier, die gewöhnlich in ausgesuchten Exemplaren vorkommen. Wie dem auch sein mag, Ihr Exemplar hat jedoch seinen Wert.«

Hortense biß sich auf die Lippen. Wenn Jorry gehört hätte, wie René von Verdières derartig vor einem Käufer sprach, so wäre dieser sein Besuch mit größter Wahrscheinlichkeit sein letzter gewesen. Der Doktor geriet über die Tiefe dieses Wissens in Ekstase.

»Warum petitionieren Sie nicht um eine Stelle als Bibliothekar?« fragte er.

»Ich habe darum nachgesucht, man hat es nicht für gut gefunden, mir zu antworten.«

»Dann hätte Sie vom Neuen anklopfen sollen. Die jungen Leut von heute zu Tag haben einen Stolz, denn ich nur schwer begreife. Es ist doch keine Erniedrigung, wenn man zu

wiederholten Malen die Anwendung seiner Kräfte für die Gesellschaft verlangt. Ausdauer ist nicht gleichbedeutend mit Intrige.«

»Sie haben Recht, Doktor, ich habe aber auch weder Stolz noch Widerwillen, ich bin höchstens der Apathie schuldig. Ich weiß es und bin entschlossen, mir muthig irgend welche Hilfsquellen zu eröffnen. Bis jetzt habe ich, ich will es gestehen, zu sehr den Zufall in der Linie meiner Berechnungen hervortreten lassen. Der Zufall bietet sich jedoch nur denen an, die von seinem Namen nichts wissen. Unter anderen Luftspiegelungen, auf deren Wirklichkeit hin ich lange Zeit im Schlaf zubrachte, hatte man mit mir oft von einem Onkel mütterlicher Seite gesprochen, der schon in frühen Jahren nach Russland ging. Dieser Onkel hatte, wie die Legende sagte, sich im Dienste des Czaren bedeutend bereichert. Ich habe dahin geschrieben, ich habe mich an den Gesandten gewendet, umsonst! Niemand konnte mir Nachrichten über den Grafen von Plougastel geben. Er war von Seite meiner Mutter mit mir verwandt. Vielleicht beerbe ich ihn einmal, aber ich kann nicht immer warten, ich habe es zu sehr getan. Es ist Zeit, daß ich endlich mit meinem beschaulichen Leben breche und mir ein Ziel vorsetze. Um anzufangen, ziehe ich morgen den schwarzen Rock an.«

»Den schwarzen Rock!« fragte Hortense, aufs Äußerste bestürzt, »wollen Sie ins Seminar eintreten?«

»Nein, mein Fräulein«, antwortete René lächelnd; aber in den Justizpalast, ich bin Jurist.«

»Sie sind Jurist!« sagte sie mit einem Tone der Befriedigung, »das ist ein vortrefflicher und ehrenvoller Stand.«

»Der einem Mann von Talent fast immer zur Wohlhabenheit verhilft«, fügte der Doktor Quatre-Epingles bei.

»Doktor«, sagte René, den Kopf schüttelnd, »Sie sind heute Morgen Optimist, um mich zu ermuntern. Ich danke Ihnen, aber ich täusche mich nicht. Ich weiß, daß um zu reussiren, ein Advokat stets zahlreiche Konzessionen machen muß und daß von allen Vorsichtsmaßregeln, wenn er in die Umfriedung der Gerechtigkeit tritt, es die erste, die unumgänglichste ist, einen Dämpfer auf die Stimme des Gewissens zu setzen. Ich weiß das. Aber ich bin entschlossen; ich bin ein Kind meiner Zeit und werde meine Gedanken den allgemein angenommenen Prinzipien

anzuschmiegen wissen. Ich bin müde, wenn nicht beschämt, von meinen Gefühlen übertölpelt worden zu sein. Die Beredsamkeit ist eine Ware, eine Waffe, ein Verwand, gut! ich werde Beredsamkeit zu allen Preisen und für Jedermann haben, und über Alles, was man von mir will. Ich werde es machen, wie die andern, weil man es so machen muß, um zu etwas zu gelangen. Das ist nicht schwer, aber gut und ehrenvoll, wie Mademoiselle soeben gesagt hat. O, ich werde ein guter Advokat, Sie werden sehen.«

»Lieber Freund«, entgegnete der Doktor, »mißtrauen Sie dem Geiste des Spottes und der Bitterkeit, der mir unglücklicher Weise der Geist Ihrer Generation zu sein scheint. Ich nehme das Glaubensbekenntnis, das Sie soeben entwickelt haben, als Satyre an. Aber glauben Sie mir, sehen Sie sich die Korruption nicht zu genau an, sie zieht an. Treiben Sie keinen Scherz mit dem Gewissen. Niemals, hören Sie! Eine erste Transaktion, so leicht sie sein mag, zieht unvermeidlich eine zweite nach. In der moralischen Weltordnung herrscht ein verhängnisvolles Gesetz der Progression, ich habe es oft bemerken können. Aus allen meinen traurigen Wechselfällen denn auch ich habe deren gehabt, habe ich viele Beobachtungen gesammelt; die wichtigste, wenn auch nicht die neueste ist die: das Gute erzeugt Gutes, aber noch sicherer bringt das Böse Böses hervor. Die Gewohnheit der Schlechtigkeit ist diejenige, welche man sich am leichtesten und am unmerklichsten aneignet. Eine Schwäche, eine einfache Schwäche wird die Quelle eines Fehlers, dieser wird ein Laster, aus diesem Laster wird vielleicht ein Verbrechen. Und das ganz logisch, da ist ein Fluß, weil dort ein Wassernetz ist. Entschuldigen Sie mich, lieber Rénè ich moralisiere, wie alle Greise; und ich übertreibe wie alle Moralisten.«

»Nein, Doktor; Ihre Worte sind die der Würde und der Erfahrung.«

»Gut, im Namen dieser Erfahrung: wenn Sie, um zu reussiren es machen müssen, wie die andern, so bleiben Sie lieber tausendmal auf dem Wege zurück. Werden Sie ein Thor, ein gutmütiger Tölpel, ein Märtyrer. Aber bewahren Sie immer die Achtung vor sich selbst. Solche Ratschläge sind vielleicht altmodisch und naiv, aber sie werden ewig groß bleiben. Wie veraltet auch seine Sprache sein mag, der Mensch, welcher an die Ehrlichkeit appelliert ist gewiss, niemals lächerlich zu sein.«

»Ich danke Ihnen, Doktor, ich werde mich an die Lektion erinnern.«

»Eine Lektion ist das rechte Wort nicht, eine Konsultation war es höchstens.«

Hortense hatte diese Diskussion mit dem lebhaftesten Interesse mit angehört. Als aber der Doktor Quatre-Epingles zu Ende war, konnte sie dem Wunsche nicht widerstehen, ihm einige Epigramme zuzuwerfen.

»Das sind sehr schöne Maximen«, sagte sie; »ohne Zweifel haben Sie nach denselben gelebt, Doktor?«

»Ich habe es wenigstens versucht.«

»Ich glaube indessen gehört zu haben, daß man am Hofe Ludwigs XVIII. weniger rigoros war.«

»Am Hofe Ludwigs XVIII?«

»Man hat mir gesagt, Sie seien Page des Königs gewesen; vielleicht hat man mich getäuscht.«

Das Lächeln des Doktors verschwand für einen Augenblick.

»Nein, Mademoiselle, man hat Sie nicht getäuscht. Ich war in der Tat Page. In der Verbannung geboren, fast fortwährend unter den Augen des Königs, war es ganz natürlich, daß ich seinen Geschicken folgte. Mein Vater war auf dem Schafott gestorben, seine Güter waren konfisziert und zertrümmert worden. Seine Majestät haben geruht, sich in der Stunde Seiner Rückkehr nach Frankreich an mich zu erinnern, indem Sie mich Höchste ihrer Person zuteilten.«

»Damals hießen Sie wohl nicht kurzweg Doktor Anselme —«

Der Doktor glaubte die Konversation auf einen andern Gegenstand lenken zu müssen.

»Was kostet dieses Werk, mein Fräulein?« fragte er, auf die *Mélanges de poésies* der Gräfin Fanny de Beauharnais zurückkommend.

Hortense war in ihrer Neugierde empfindlich gestört; die Gelegenheit, ihrem Ärger freien Lauf zu lassen, war günstig.

Dieses Werk, sagte Hortense ist trotz der Fehler und Lücken, welche Herr René angegeben hat, ein sehr seltenes.«

»Nehmen wir an, es sei selten«, sagte der Doktor, einen Seufzer ausstoßend.

»Folglich ist es teuer.«

»Was kostet es?«

»Es wird Sie auf fünfunddreißig Franks zu stehen kommen.«

»Geben sie keinen Rabatt?«

»Ich habe gestern dreißig Franks dafür ausgeschlagen«, antwortete das grausame junge Mädchen.

Der Gedanke, daß ein Anderer um dieses Werk, den Gegenstand seiner Gelüste gefeilscht hatte, entschied den Doktor Quatre-Epingles. Er berechnete, daß, wenn er sich vierzig Tage lang keinen Kaffee versagte, er es dahin bringen würde, das durch die ungeheure Auslage erzeugte Defizit zu decken.

»Gut, mein Fräulein!« sagte er, hier sind fünfunddreißig Franks; diese Ziffer überschreitet meine Voraussicht bei weitem, aber es ist einmal eine Laune, der zu widerstehen ich nicht die Kraft habe.«

Hortense antwortete nicht. Ihre kleine Rache verschaffte ihr einen unerwarteten Gewinn von wenigstens zwanzig Franks.

»Jetzt«, sagte der Doktor, »will ich meine Akquisition unter den schönen Bäumen der Tuileries genießen; die Verse sind gemacht, um in Gesellschaft von Vögeln und Kindern gelesen zu werden. Ich habe die Ehre mich gehorsamst zu empfehlen, mein Fräulein! Auf Wiedersehn mein junger Freund!«

Rénè war seit einigen Minuten vollauf damit beschäftigt, ein Brett des Gestells zu besichtigen, worauf ein Zettelchen geklebt war: *Bücher zu fünfzehn Centimes*. Rasch drehte er sich um und sagte mit auffallender Betonung: »Ich komme sogleich, Doktor, ich komme sogleich.«

Er hatte ein altes Buch in der Hand, ein Buch, dessen Einband anfang in Fetzen zu gehen. Réne steckte dieses Buch in seine Rocktasche und sagte zu Hortense, indem er ihr das Fünffrankenstück von dem uns bekannten Ursprung hinlegte: Ich habe mir ein Buch zu fünfzehn Centimes genommen.

Seine Stimme zitterte, bei diesen Worten, es klang, als ob er etwas Böses zu vollbringen im Begriffe stünde.

»Gut, Herr Réne«, sagte die Tochter des Buchhändlers, während sie ihm herausgab, ohne seine Verwirrung zu bemerken.

Rénè ging mit dem Doktor Quatre-Epingles hinaus.

Einige Minuten später kamen Jorry und Bertholet schreiend und streitend die Treppe herab.

»Wie«, sagte der Antiquar, »Sie wollen den Haufen fast noch neuer Balken nicht als Bezahlung annehmen?«

»Soll ich ihre Balken vielleicht dem Bäcker geben?« entgegnete der Maurer, »sie sind zu nichts gut, als mir die Füße zu wärmen. Wenn ich arbeite, will ich in Silber bezahlt sein; wo nicht —«

»Aber, Unglückseliger, Sie haben keine Arbeit, Sie haben es mir soeben selbst gesagt. Seit einem Monat schleppen. Sie sich so fort. Nehmen Sie was kommt; das ist besser als nichts.«

»Ich danke Ihnen.«

»So sind sie alle, diese Handwerksleute! Man gehe auf allen vieren, um ihnen Beschäftigung zu verschaffen; wenn sie keine Goldbaaren vor sich sehen, ziehen sie es vor mit verschränkten Armen dazustehen.«

»Was die verschränkten Arme betrifft, Herr Jorry, so beruhigen Sie sich. Dazu habe ich weder den Willen noch das Recht. So eben wird der Carrouselplatz und das ganze Quartier de Louvre demoliert, ich werde mich bei diesen Arbeiten beschäftigen.«

»Gehen Sie, Bertholet, seien Sie vernünftig; ich habe Ihnen das Drittel bar und das Übrige in Waren vorgeschlagen.«

»Ich will ein letztes Zugeständnis gewähren; rechnen wir den Haufen Balken zu hundert Franks und bestimmen wir, daß ihnen die gleiche Summe bar ausbezahlt wird. Wie?«

»Adieu«, sagte der Maurer nach der Türe greifend.

»Sie gehen fort?«

»Ich will ihre Balken zu keinem Preis.«

»Sie werden sich besinnen«, sagte Jorry, »ich bestehe in ihrem eigenen Interesse darauf.«

»Ich lasse mich auf dem Bureau der Demolitionen einschreiben.«

»Mit dem Menschen nimmts ein schlimmes Ende!« brummte Jorry, dem Maurer nachsehend; er ist zäh wie eine Eisenstange. Sich in seinem Alter auf die Dachzinnen hinaus wagen, unter einstürzenden Mauern herumgehen — statt meinen Anbau zu besorgen — es wird ein schlimmes Ende nehmen, ich will es gesagt haben.«

Dieses mißlungene Geschäft lag dem Antiquar schwer auf dem Herzen. Er mußte seine schlimme Laune an etwas auslassen. Die kostbare Ausgabe des Petrarca, die er auf einen Tische liegen sah, lieferte ihm dazu einen ausgezeichneten Anlaß.

»Warum liegt das Buch so da herum, wie ein Pappendeckel?« schrie er, es an seinen Platz legend.

»Ich habe es Jemanden gezeigt«, antwortete Hortense ruhig, »wir haben uns über den Preis nicht verständigen können.«

»Im Augenblicke, wo ich es einsperren wollte, kam der Doktor herein und fing an, um zwei Bände der Mélanges von Madame de Beauharnais zu handeln.«

»Er handelt immer, aber er kauft nie.«

»Diesmal hat er gekauft.«

»Und du hast das Geschäft abgeschlossen? Ich wette, du hast auf meine Marke nicht Obacht gegeben?« fragte Jorry voll Angst.

»Ich bitte um Entschuldigung, Vater. Ich habe ihre Chiffre zweimal angesehen.«

»Du hast also gesehen, daß mich das Werk acht Franks gekostet hat.«

»Und du hast es verkauft zu —?«

»Fünfunddreißig Franks.«

»Fünfunddreißig Franks!« wiederholte Jorry, dessen Züge sich verklärten; Du hast es zu fünfunddreißig Franks verkauft! Komm, Hortense, meine Tochter! komm an mein Herz.«

»Es ist das erste Mal, daß Sie mich mit so viel Zärtlichkeit umarmen.«

»Es ist aber auch das erste Mal, daß Du etwas so gut verkaufst.«

»Erhabenes Wort, das er mit der ganzen Naivität seiner Geldleidenschaft aussprach.«

»Das ist nicht Alles«, fügte Hortense hinzu.«

»Was noch?«

»Herr Rénè hat auch einen Band gekauft.«

»Ist das möglich? Das ist der Tag der Wunders!« rief der Buchhändler.

»Ein Band zu fünfzehn Centimes.«

»Macht nichts, das sind immerhin drei Sous. Was war es für ein Buch?«

»Er hat es mich nicht sehen lassen.«

»Desto schlimmer! Merke wohl, was ich Dir sage, meine Tochter. Man muß ein Buch immer ansehen, ehe man es verkauft. Ich ermangle dessen nie, ich. Es kann vielleicht irrtümlich auf dieses oder jenes Gestell gekommen sein; man kann bei näherer Besichtigung vielleicht eine unerwartete Besonderheit darin entdecken. Es gibt tausend Mittel ein Buch höflich aus den Händen eines Käufers wieder zurückzunehmen, man tut, als ob man es abstauben wollte, man öffnet es, man klopft darauf. Präge Dir diese Lehre tief in Dein Gemüt Hortense. Wer weiß was in einem Buch stecken kann!«

5.

Ein Vermögen.

Es ist jetzt an der Zeit zu sagen, was das für ein Buch war, welches Rénè de Verdières um fünfzehn Centimes gekauft hatte. Es ist auch an der Zeit, zu sagen, was Rénè de Verdières selbst war.

Er war ein Edelmann von einem Geschlechte aus der Provinz; er hatte frühzeitig seinen Vater verloren. Seine Mutter, eine Plougastel aus der Provinz Léon in der Bretagne, hatte ihm zu ihren Lebzeiten nur eine Erziehung im großen Style und bei ihrem Tode eine Menge von Prozessen mitgeteilt. Rénè, anstatt sich mit der Abwicklung dieser Streitsachen zu befassen, hieb den Knoten mitten durch, und verlor dadurch die Gesamtheit seiner Hoffnungen. Zu sehr dem Müßiggange der Reichen ergeben, um ein einfacher, tüchtiger Jurist zu werden, war seine Existenz einige Jahre lang wie die eines Waldbären, der den ganzen Winter über von dem Fett lebt, das er sich während der schönen Jahreszeit gesammelt hat. Er verkaufte nach und nach seine Meubels, seine winzigen Besitzungen, seine Juwelen und seine Kleider. In dieser kritischen Periode gerade im Augenblick, wo es sich für ihn um Sein oder Nichtsein handelt, lernen wir ihn kennen. Rénè war intelligent, aber schwach. Seine Seele hatte sich nicht im Feuer törichter Leidenschaften verhärtet. Er gehörte jener Art von Philosophen an, welche die Ereignisse auf sich zugehen lassen. Die Bücher hatten ihn nicht hinlänglich gepanzert für die Kämpfe des Lebens. Ohne Familie, ohne Freunde, verweichlicht durch die leichten Genüsse der Künste und Wissenschaften, wie er war, war es leicht vorauszusehen, daß ein Drama, das sich plötzlich über ihm entwickeln sollte, ihn ohne Energie zögernd und ganz und gar überrascht finden würde.

Dieses Drama entwickelte sich und sollte sich bald auf seinem Kopf entladen. In dieser Stunde war es erst ein schwarzer, aber sichtbarer Punkt, den wir von Minute zu Minute sich vergrößern sehen.

Wir sehen Rénè an der Ecke der Place de l'Eteole sich von dem Doktor Quatre-Epingles verabschiedete; er nimmt die

Richtung nach einer jener bescheidenen zahlreichen Restaurationen, welche die stolze Aushöhlung der Rue Rivoli zurückgedrängt, aber nicht gänzlich unterdrückt hat.

Rénè blieb nicht lange bei Tisch, er beeilte sich nach Hause zu kommen, um das bei Jorry gekaufte Buch mit Muße ansehen zu können. Réne bewohnte im sechsten Stock eine Höhle, die mit klösterlichem Ernst meublirt war, sie kostete ihm jährlich achtzig Franks. Er hatte den vortrefflichen Gedanken gehabt, vier Termine vor auszubezahlen. Dies geschah an einem Tage, an dem er sich einer prachtvollen Venezianer-Uhr entledigt hatte, die mit einer Kunst, wie eine Kathedrale in der Normandie, gearbeitet war. Dank dieser glücklichen Inspiration hatte er wenigstens eine sichere Wohnung.

Sobald er auf seinem einzigen Stuhl Platz genommen hatte, öffnete er das Buch zu drei Sous.

Es war eine der ersten und seltensten Ausgaben der Nachfolge Christi, in französische Verse übersetzt von Pierre Corneille. Eine gewisse Anzahl von Randbemerkungen, die Réne augenblicklich als von der Hand des Dichters herrührend erkannt hatte, verdoppelten, ja verdreifachten den Wert dieses Exemplars. Bei einer Versteigerung hätte es ohne Zweifel die Ziffer von fünfhundert Franks überstiegen.

Als Réne es in dem Durcheinander der Bücher zu herabgesetzten Preisen bemerkt hatte, war natürlich der Gedanke eines Irrtums seinem Verstande und seinem Gewissen zuerst nahe getreten. Je länger seine Betrachtung währte, um so mehr versuchte er diese beiden Stimmen zu unterdrücken. Wir haben das Resultat dieses Kampfes gesehen; wir haben gesehen, wie Réne de Verdières bemüht war, seinen Kauf vor den Augen Hortense's zu verstecken und durch welches Manöver er Besitzer dieses bibliographischen Schatzes wurde. Die Sophismen, mit denen er sich zu übertäuben gesucht hatte, vermochten es nicht, ihm die zweideutige und schmachliche Seite seiner Handlung zu verstecken. Alle diese Rasonnements fielen vor diesem: Warum habe ich der Tochter des Antiquars das gekaufte Buch nicht gezeigt? Weil ich in der Vermutung eines Irrtums bei einem so wohlfeilen Kaufe, die Entdeckung dieses Irrtums fürchtete. Ein Kasuist hätte nicht notwendig, zweimal hinzusehen, um mein Benehmen auf das Ernstlichste zu tadeln. Zu gleicher Zeit kamen

ihm die Worte des Doktor Quatre-Epingles wieder ins Gedächtnis: »Eure einfache Schwäche wird die Quelle eines Fehlers, der ein Laster werden wird; aus diesem Laster kann ein Verbrechen entstehen.« Rénè besaß zu viel Geradheit des Urteils, um sich nicht als schuldig zu bekennen. Nichtsdestoweniger verjagte er auf einen Augenblick seine Gewissensbisse und gab sich ganz den Wonnen seines neuen Besitzes hin. Er hatte bemerkt, daß die Seite des Schmutztitels an den Einband angepappt war. Dieser Fehler, der ohne Zweifel der Ungeschicklichkeit des Buchbinders zuzuschreiben war, überraschte ihn. Mit der größten Vorsicht suchte er diese Seite loszumachen, was ihm, Dank seiner Gewohnheit mit Büchern umzugehen, und der Kenntnis der dabei nötigen Sorgfalt gelang. Ein Papier löste sich zwischen Einband und Schmutztitel heraus und fiel auf den Boden. Rénè hob das Papier auf und entfaltete es, es war mit vergilbten Schriftzügen bedeckt, die dem vorigen Jahrhundert anzugehören schienen. Ohne zu viel Anstrengung, aber nicht ohne lebhaftere Unruhe, entzifferte Rénè Folgendes:

»Meine lieben Söhne!

Da ich von einem Augenblick zum andern verhaftet und eingekerkert werden kann, verberge ich diese Schrift an dem bekannten Ort. Ist sie mein Testament? Ach, Alles läßt mich es fürchten. Man wird ohne Mitleid sein in der Durchführung jenes Gesetzes, das man soeben gegen die Emigranten erlassen hat, und unter dessen Streichen zu fallen das Verhängnis mich zwingen wird. Ich wohne seit einer Woche in einem Hause der rue Froidmanteau, wo einige gute Leute in mir nichts weiter sehen wollen, als einen einfachen Koch unter den Namen Morin. Seit meiner verhängnisvollen Rückkehr nach Frankreich ist es die zwölfte Wohnung, die ich inne habe. Solche Vorsichtsmaßregeln sind für die jetzige Zeit unumgänglich und gebe es der Himmel, daß sie Euch einen Vater zu erhalten vermögen! Dank den Bemühungen und der Treue unseres tätigen Verwalters Lantoine sind meine Besitzungen rechtzeitig veräußert worden. Aber Ihr werdet die Opfer begreifen, die ich bringen mußte, um Geld zu bekommen. Aus den Zeitungen, die Ihr in London erhaltet, könnt Ihr sehen, welches unerbittliche Repressaliensystem sich über das ganze Königreich ausdehnt; besonders das heimliche Angeben ist an

der Tagesordnung. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, Euch den Ertrag des Verkaufs zukommen zu lassen. Lantoinne wird dazu einen günstigeren Moment abwarten. Morgen wird jenes Buch mit andern durch seine Hände gehen; Bücher erregen kein Mißtrauen. Dieses unscheinbare, nicht mit Wappen versehene Exemplar der Nachfolge, das nur für einige jetzt weit zerstreute Liebhaber Wert hat, wird den Haussuchungen entgehen. Euer Vermögen, meine lieben Söhne, ist auf sechsmal hunderttausend Franks reduziert; das ist Alles, was wir, Lantoinne und ich, aus dem revolutionären Sturm haben retten können. Diese Summe zu finden, müßt Ihr, wenn bessere Tage über Frankreich scheinen, Euch nach dem Hause Nr. 2 in der rue Froidmanteau erkundigen und dort den sechsten Stock beziehen. Dort stellt ihr Euch zwischen die beiden Kreuzstöcke und breche die Ziegel in der Höhe des Knies heraus. Alles befindet sich in einem Kästchen von Eichenholz. Ich habe drei Tage oder vielmehr drei Nächte auf diese Kerkerarbeit verwendet. Seit einigen Stunden ist alles vollendet und dennoch beeilt ich mich. Meine Seele kann sich düsterer Vorgefühle nicht erwehren. Obwohl ich nur Abends ausgehe, mit hereingedrücktem Hut und tief in einen Mantel gewickelt, glaube ich doch, gestern verfolgt worden zu sein. Ein Verräter, ein Spion, den wir vor sechs Monaten aus dem Regiment Esterhazy gejagt haben, hat mich erkannt, als ich durch die rue Beaujolais ging. Ich habe einen großen Umweg gemacht, um nach Hause zu kommen; sollte er meine Spur verloren haben? Ich beendigt diese Mitteilung und bringe sie an ihren Platz; dann wird ein Teil meiner Besorgnisse, derjenige, welcher Euch betrifft, schwinden. Teure Kinder, bewahrt das Andenken Eures Vaters; bleibt immer den Grundsätzen treu, denen er sein Leben opfert. Die Blutstropfen, welche von einem politischen Schafott fallen, haben noch nie ein Wappen besudelt. Henri, wache über Deinen jungen Bruder; lehre ihm, den König zu lieben. Gott wird das Übrige tun! liebt wohl! Euer Vater segnet Euch!

Der Herzog von Fontenay.«

Unten befand sich der Datum 1793.

Rénè fing wieder die Lektüre dieses Briefes an, den er zuerst, um seinen allgemeinen Sinn zu erfahren, rasch durchgelesen hatte. Hierauf schaute er um sich, als ob er gefürchtet hätte, nicht allein zu sein. Während dieser zweiten Lesung, die er mit Geduld vornahm, senkte sich ein Heer glühender, verwirrter Gedanken auf seine Brust. Las er einen Roman oder eine Geschichte?

Die sechsmal hunderttausend Franks, die ihm Schwindel verursachten, waren sie gefunden worden oder waren sie noch in der Mauer, in die sie der Herzog von Fontenay niedergelegt hatte? Mehrere Vermutungen stiegen zu gleicher Zeit in seinem Geiste auf. Vielleicht war der Herzog nicht auf dem Schafott gestorben; vielleicht hatte er seine Söhne wieder gefunden oder war von ihnen wieder gefunden worden. Dann wurde das Verschwinden des Exemplars von Corneille ein unbedeutender Umstand, weil das Geheimnis, welches es enthielt, bis zu diesem Augenblick noch nicht entziffert worden war. Aber auf der andern Seite konnten die Befürchtungen des Herzogs sich verwirklicht haben. Vielleicht war er verhaftet und hingerichtet worden, bevor er Lantoin das Buch übergeben konnte. In diesem Falle nahm die Sache ein anderes Aussehen an: in der rue Froidmanteau existiert wirklich ein Schatz. Das Schlachtopfer hatte sein Geheimnis auf das Schafott mitgenommen, auf die Vorsehung vertrauend, daß sie das kostbare Buch in die Hände seiner Söhne würde gelangen lassen. Seitdem hatte die rue Froidmanteau ihren Namen verändert, sie war die rue du Musée geworden. Ohne Zweifel war auch die Nummer verändert worden. Und dann wer weiß, ob der Zufall irgend einem Inwohner nicht alles enthüllt hatte. Alle Tage wird ein Haus repariert die Mauern sondiert. Noch lange nach der Schreckenszeit war es Mode, in Fauteuils herumzuwühlen, die Rahmen von Gemälden herabzunehmen, die Platten von Kaminen zu lösen, die Fußböden aufzureißen, um die von den Emigranten versteckten Reichtümer zu entdecken. Réne wußte es wohl; es war ihm auch bekannt, daß die Nachforschungen zur Zeit der Rückkehr der Bourbonen oft mit Erfolg, aber diesmal von den Adligen selbst, erneuert wurden. War es möglich, daß jener sechste Stock in der rue de Musée der Bergwöhnungen und folglich den Nachforschungen entgangen war?

»Ja«, sagte Réne de Verdières, von dem Wunsche, dieses Vermögen zu besitzen, hingerissen.

Vor allem war es unumgänglich notwendig, sich über das Urteil und die Exekution des Herrn von Fontenay zu vergewissern. Das war leicht. Die öffentlichen Bibliotheken waren noch nicht geschlossen; er eilte nach der des Hôtel de Ville, und verlangte dort die Sammlung der Balletine Criminels von Clement. Man brachte sie ihm. Er schlug schleunigst das Inhaltsverzeichnis dieses umfassenden und kläglichen Repertoriums auf; der Prozeß des Herrn von Fontenay war unter dem Datum des 24. April 1793 darin verzeichnet. Die Verhandlung hatte nur eine einzige Sitzung in Anspruch genommen, indem es der Angeklagte ablehnte, sich zu verteidigen oder einen Entlastungszeugen zu bezeichnen. Reine verschlang die Entscheidung des Tribunals.

Ihr Text lautete wie folgt:

»Nach der Erklärung der Jury, lautend:

1) daß es feststeht, daß Louis Jacques Laurent Joseph Fontenay, früher Adelige, im Laufe des Juli 1792 aus dem franz. Gebiete ausgewandert ist;

2) daß es feststeht, daß besagter Fontenay gegen Ende des vergangenen Dezember nach Frankreich zurückgekehrt ist, und zwar unter Angabe falschen Namens und Standes;

3) daß es feststeht, daß besagter Fontenay durch sein Gebaren und seine Reden die Wiederherstellung des Königtums in Frankreich provoziert hat: urteilt das Tribunal, nach den Folgerungen des öffentlichen Anklägers zu Recht erkennend, gemäß dem Gesetze vom 28. März l. J. und verordnet, daß das Vermögen des Verurteilten in Beschlag genommen und zu Gunsten der Republik konfisziert wird, er selbst auf der place de la Revolutione hingerichtet werde und das Urteil gedruckt veröffentlicht und überall, wo es Not tut, angeschlagen werden soll, bis zu einer Zahl von 1200 Exemplaren 2c.«

Das Bulletin fügte hierzu, daß die Hinrichtung denselben Tag gegen 5 Uhr Abend stattgefunden hatte. Von dieser Seite aus waren also alle Zweifel René gelöst. Der Zufall klärte ihm vollends die letzten Seitenpartien dieses Dramas auf. Ehe er Clements Buch schloß, blätterte er noch einige Minuten lang darin herum, und seine Blicke fielen auf den Namen Lantoin. Drei oder vier Tage nach dem Tode seines Herrn war der Verwalter vor das Revolutionstribunal geschleppt und wie dieser verurteilt worden, seinen Kopf aus das Schafott zu tragen. Dieselbe Denunziation

hatte ohne Zweifel Beide erreicht. Alles ließ vermuten, daß sie vor der letzten Stunde nicht mehr mit einander hatten verkehren können.

Rénè de Verdières war also der einzige Herr ihres Geheimnisses. Noch nicht genug! Er träumte davon, der Herr der 600,000 Franks der rue ein Musée zu werden. Dieser Gedanke, der unwillkürlich, urplötzlich in sein Gehirn gefallen war, setzte sich darin fest und haftete unverjagbar. Er dachte nicht an die Söhne des Herzogs von Fontenay, seine natürlichen Erben, oder, wenn er an sie dachte, war es nur für einen Augenblick und um sie sich in der Fremde tot vorzustellen. So bewahrheitete sich das vom Doktor Quatre-Epingles aufgestellte System der Erniedrigung.

Der Schatz übte bereits eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf diese künstlerische Phantasie und dieses nachgiebige Gewissen aus. Er wagte es, das Andenken Claire's heraufzubeschwören und in seiner Liebe, in seiner Dankbarkeit gegen sie eine Entschuldigung, sogar einen Vorwand für seine verbrecherischen Entwürfe zu suchen. Mit dieser unwürdigen Ausflucht bewaffnet, war er in einigen Schritten vom Hôtel de Ville auf der place du Palais-Royal. Dort blieb er, von einer furchtbaren Aufregung ergriffen, stehen. Man fing an die rue du Musée zu demolieren.

6.

Die Demolitionen.

Schon längst hatte man gesagt: Um aus Paris die schönste Stadt der Welt zu machen, braucht man nur einzureißen. Die Meisterwerk existieren, es handelt sich nur darum, sie ins rechte Licht zu setzen. Durch das öfte Sagen haben diese Worte endlich die Aufmerksamkeit der Regierenden erregt. Seit fünf oder sechs Jahren werden Arbeiter in alle Ecken von Paris geschickt, um mit dem Gestein jenen dringenden Kampf aufzunehmen, dessen Signal mit so vieler Ungeduld erwartet wurde. Um das Hôtel de Ville herum hat man dreißig Passagen frei gemacht, fünfzig Straßen zerstört, dreihundert Häuser umgeworfen; beim Pantheon, bei der Sorbonne, beim Turm Saint Jacques la Boucherie freien Platz gemacht; die Kirche Saint-Eustache wurde von den Hütten, die sie entstellten befreit; überall gehen diese Arbeiter hin, auf die Brücke Saint-Michel, in die Hallen, von dem entstehenden Boulevard de Strasbourg bis zur zerstückelten Straße Saint-Antoine. Morgen werden sie das Quartier Maubert und Saint-Marcel erweitern, übermorgen werden sie nach einer rücksichtsvollen Restauration Notre-Dame isolieren.

Vor allem aber waren Hacke und Schaufel in den Umgebungen des Louvre und der Tuileries in dem Quartier du Carrousel tätig. Dort hat man eine dichtgedrängte, winkelige, schwarze Stadt, einen Ameisenhaufen voll von den verschiedensten Bauten, Palästen, Kasernen, Ställen, Schuppen zusammengerissen. In der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt, existiert noch ein Teil dieser kotigen Stadt. Die meisten ihrer Straßen, oder vielmehr Gässchen, erschienen und schämten sich der großen Helle, die auf einmal in sie ausgegossen war. Die rue du Musée, eine der ältesten von Paris, spielte ihre würdige Rolle bei diesem Konkurs von Unflat und Widerwärtigkeit. Man konnte vom Platz du Palais-Royal oder vom Platze du Musée aus hinein kommen, wie es beliebte. Vom Platze du Palais-Royal aus traf man auf schmutzige Kneipen, finstere Trödler, das ganze endigte in einer Gosse. Von dem Platze du Musée aus, selbst einer Merkwürdigkeit des häßlichen Paris, von diesem Platz oder vielmehr von diesen

Kreuzwege aus, der etwas erhöht war als das übrige Terrain, kam man in ein Labyrinth von armen Hütten, die die Mauern des Louvre benagten, in einen Archipel von Bautiken und Rattenlöcheren. Auf der Seite der Tuilerien war der Horizont durch eine lange Linie von Trödlerbuden und Vogelverkäufern begrenzt, denn der Platz du Musée war bis zum letztere Augenblick das unverletzbar Asyl alter Scharteken und lärmender Papageien. Man bemerkte dort auch Verkäufer von Altertümern, Pudelscheerer, Tierausstopfer, die neben den surrenden Vogelhäusern wie eine Drohung standen. Die marchands de bric-à-brac verkauften Rembrandt'sche Kopien, Operngucker mit Schilderot, Gitarren und Spielbirnen. Einige Marionettenspieler mit dem unveränderlichen Hanswurst in gelbem Spenzer und gefleckter Hose vervollständigten die Physiognomie des Platzes du Musée. Sie waren in der Kneipe zum »Zwergsackträger« stationiert, einem berüchtigten Loche, in welchem unter Polizeiaufsicht stehende Philosophen, ehrgeizigen Novizen die Geheimnisse des Taroks erklären, einem Kollegium des Lasters, wo unter dem Tische die ersten Preisträger für Alkohol und gefärbten Rotwein sich zusammen finden. Ungefähr fünfzehn abgenützte und schwierige Treppen gingen von dieser Kneipe in die rue du Musée hinab.

Wir haben gesagt, daß man zu demolieren begann, als René daselbst ankam. Bereits waren die meisten Tür- und Kreuzstücke ihres Holz- und Efeuwerks entkleidet. Material jeder Art bedeckte den Boden, um die Häuser herum zogen sich geräumige, von einem Invaliden bewachte Bretterschläge. Das erste, was René's Blick suchte, war das höchste Haus, denn die Schrift des Herzogs von Fontenay hatte einen sechsten Stock bezeichnet.

Nach einer aufmerksamen Untersuchung blieb er endlich vor einer Art von Belvedere stehen, das ein enges Haus überragte, welches von oben bis unten mit Schildern von Zahnausreißern, Schneidern und Ankäufern von Leihhauszetteln dekoriert war. Diese allmählichen Verschönerungen hatten ihm jedoch sein finsteres Aussehen nicht genommen. Es war ein wahrer Versteckwinkel für einen Emigranten, mit einem Halbthor, einer Stiege schwarz wie ein Ofen, und länglichen schmalen Fenstern.

René sagt: »Hier muß es sein.«

Fieberhaft, wie ein Spieler bei dem entscheidenden Schlag, entwarf er alsbald seinen Operationsplan. Der Bretterschlag war während der Nacht leicht zu übersteigen, und Alles ließ annehmen, daß in dem verlassenen Hause leicht bis in den sechsten Stock zu gelangen war. Dort mußte eine einfache Besichtigung der Mauer seine Hoffnungen bestätigen oder vernichten: wenn man an den Ort der eingemauerten Kasse klopfte, mußte er von der geringsten Höhlung einen bestimmten Ton erhalten. Trotz der Fülle und der blitzschnellenden Aufeinanderfolge seiner Gedanken schien ihm die Nacht langsam heranzukommen. Er verbrachte die noch übrige Zeit mit Herumstreifen in den Umgebungen der Straße und dem Studium der Seitengassen. Endlich kam der Augenblick, wo sich von allen Seiten Schatten erhoben, um den sterbenden Tag zu ersticken. Der Kampf war kurz. Die Lichter im Palais-Royal flammten auf, aber die rue du Musée blieb dunkel, stumm.

Nur der wachhabende Invalide unterbrach in Zwischenräumen die Ruhe durch Husten und Gähnen. Rénè hatte den Punkt des Übersteigens außer der Tragweite seiner Blicke gewählt. Bereits schwang er sich über einen großen Steinhaufen, als er, die Augen zum tausendstem Male nach dem Fenster im sechsten Stock erhebend, dort einen Lichtschein zu bemerken glaubte, ähnlich dem Schimmer eines armen, von dem Hauche eines Alchemisten gequälten Herdes. Diese Entdeckung beunruhigte ihn lebhaft. Er betrachtete lange Zeit dieses zitternde Licht, das allmählich ganz und gar erlosch. Seine Konjekturen brachten ihn auf den Gedanken, es möge von dem Widerschein eines fernen Lichtes herrühren, das der Wind hin und her wehte. Er nahm Hände und Füße so in Acht, daß er bald über den Plankenverschlag gekommen war, ohne die Aufmerksamkeit des Invaliden erregt zu haben. Hierauf versuchte er es, sich zusammengekauert durch die auf den Boden verstreuten Trümmer zu orientieren. Bald geriet er mit den Füßen an ein Fensterladeneisen, bald rannte er an eine Wendeltreppe. Endlich kam er tastend an die Türe des ersehnten Hauses. Entschlossen, wiewohl vorsichtig, gelangte er auf die Treppe. Die Finsternis war dicht.

Bei jeder Etage bewiesen die offenen Türen die Abwesenheit von Mietsleuten. Je weiter er hinaufstieg, desto langsamer wurde sein Gang. Endlich war er bis zum sechsten Stock hinaufgeschlichen. Aber dort, dort war Jemand, denn er hörte den

Pantoffel eines Frauenzimmers auf dem Fußbodenpflaster und unterschied sogar das Prasseln eines Gebäcks in einer Pfanne. Aufgescheucht hielt Rénè de Verdières seinen Atem an. Warum war kein Licht auf diesem Speicher, auf dem man kochte? Welche Ursache hatte die Bewohner dort zurückgehalten? Seine Reflexionen wurden durch furchtbar lärmende Tritte unterbrochen. Ein Mann kam die Treppe herauf. Es mußte ein mit dem Hause wohl Vertrauter sein, denn trotz der Finsternis nahm er sehr lange Schritte. Für Rénè war es unmöglich, an ein Wiederherabsteigen zu denken. Übrigens wünschte er es auch nicht. Von der Neugierde gefesselt und zu Allem entschlossen, wollte er das Lösungswort dieses Rätsels kennen lernen. Dieser Mann war ohne Zweifel einer der geheimnisvollen Gäste des sechsten Stockes. Rénè drückte sich an die Mauer des Mansardenganges. Fast unmittelbar darauf fühlte er eine Masse an sich vorüberstreichen; zwei Schläge fielen auf die Türe des Belvedere. Sie öffnete sich.

»Bringst Du Licht, Magloire?« fragte eine Frau? Es war die klagende Stimme Colomba's.

»Mein Lämmchen, ich habe es mit Fleiß vergessen«, antwortete der Graf von Plougastel. Die Türe schloß sich wieder.

Nichtsdestoweniger drang die Konversation dieses Paares wegen des schlechten Zustandes des Holzwerkes fortwährend zu den Ohren Rénès.

»Wir brauchen kein Licht«, fügte der Graf hinzu. Ich werde Dir das später erklären.

»Alle diese Geheimnisse beunruhigen mich, Magloire; was hat sich denn seit gestern verändert?«

»Nichts, ich versichere Dich, meine Colomba.«

»Ist das nicht mehr unsere Wohnung? Haben wir nicht mehr das Recht da zu sein?« fragte sie.

»Du weist, daß ich von Rechtsfragen wenig verstehe, höre also auf, mich zu verwirren.«

»Warum dürfen wir kein Licht haben?«

»Sieh'«, sprach der Graf leise, »wie die Nacht klar und der Himmel von Sternen beseht ist. Mit welcher Stirne hättest Du die Keckheit, die Majestät dieses Schauspieles zu insultiren, indem Du dem glänzenden Gestirn der Nacht ein elendes Licht entgegen hieltest?«

»Magloire. Du betrügst mich schon wieder. Du verbirgst mir, was in dem Quartier vorgeht. Ich weiß, daß man unsere Straßen entreißt.«

»Unsere Straßen einreißen!« schrie er mit erheuchelter Überraschung, »was, die schwarze Bande wagte es, ihre verhaßten Schaufeln bis in diese Wiege, des alten Paris zu tragen? Die rue Froidmanteau, früher Froid-Mantel einreißen! Unsere Überlieferungen zerstören, unsere Erinnerungen zerstreuen, dieser so malerischen Seite des Mittelalters entsagen! O, Colomba! glaube mir, man wird sich wohl besinnen, ehe man einen solchen archäologischen Frevel begeht!«

»Der Frevel ist übrigens heute begonnen worden«, bemerkte sie. »Den ganzen Tag über habe ich das Demolieren der Arbeiter gehört.«

»Du hast falsch gehört«, meine Colomba. »Man denkt nicht an's Demolieren, nur an Verschönerungen. Ich bin bei der oberen Verwaltung um Reparaturen eingekommen.«

»Aber diese Bretterwand, die man vor unserm Hause errichtet hat?«

»Die bedeutet, daß die Behörde uns gegen unsere Gläubiger schützen will. Sie würden sich zu häufige Visiten erlauben, jetzt ist es ihnen verwehrt, zu uns zu dringen.«

»Magloire, sprich im Ernst. Alle Inwohner haben das Haus heute Morgen verlassen; die Straße ist doch gewiss zum Einreißen bestimmt, nicht wahr?«

Der Graf von Plougastel zögerte einen Augenblick.

»Gut, weil Du es mit aller Gewalt wissen willst. Übrigens hatte ich Dir verboten, die Fenster zu öffnen, und sogar durch die Scheiben hinaus zu schauen, Du weißt, wie eifersüchtig ich bin! Ich habe spanisches Blut in mir.«

»Ich habe dem Wunsch, die Wahrheit zu erfahren, nicht widerstehen können; was werden wir anfangen, großer Gott!« sagte Colomba.

»Du bist zu leicht alarmiert, die Ereignisse kommen durch ein abscheuliches Prisma zu Dir. Ich bitte Dich mir zu sagen, was unsere Lage eigentlich Trauriges hat; wir waren von unsern Gläubigern gequält, die Zivil-Architekturbehörde umgibt uns mit Befestigungen, welche unsere Wohnung jenen Feinden unserer Ruhe unnahbar machen. Man hält uns für abgereist, man sucht

uns in der Ferne, und wir genießen hier ein wolkenloses Glück. Aus dem Invaliden, der mit der Verteidigung des Eingangs zu diesem irdischen Paradies beauftragt ist, habe ich meinen Freund und gehorsamsten Untergebenen gemacht.«

»Wie so?« fragte Colomba erstaunt.

»Er hält mich für einen Generalkommissär der Demolitionen.«

»O, du fürchtest Dich nicht?«

»Es wird immer noch Zeit sein, ihm die Täuschung zu nehmen«, beeilte sich Magloire zu sagen. Bis dahin wirst du indessen einsehen, daß wir mindestens acht Tage Glückseligkeit vor uns haben, wenn wir uns nicht zu häufig am Fenster zeigen, wenn wir kein zu reichliches oder noch besser, gar kein Licht in diesem Zimmer verbreiten. Wir werden unsere Hausgötter erst im letzten Augenblick mitnehmen, im Moment, wo der Hammer der Vandalen die Stütze unter unsern Sohlen wanken machen wird.«

»Und dann?«

»Dann, meine Colomba, glaube ich nicht, daß wir in Verlegenheit sein werden: einer der reichsten Hausbesitzer in der rue de la Paix martert mich, daß ich ihm einen ersten Stock mit Balkon abnehme.«

»Armer Magloire! Du machst Dir immer Illusionen.«

»Arme Colomba, du vergißt fortwährend, daß ich der Erfinder des Parfum des Almés bin. Siehst Du, erst heute habe ich zwei Flaschen davon verkauft, da sind drei Franks fünfzig Centimes reiner Gewinn. Morgen bringe ich für tausend Taler davon an.«

»Verzeihe mir, ich habe unrecht mich zu beklagen, aber was willst Du? Seit ich fünf Jahre alt war, habe ich mich immerwährend vor dem Verhungern gefürchtet.«

»Kleine Närrin!« rief der Graf; »ich verspreche Dir ein Hotel und Pferde für das nächste Jahr. Ein Bedienter mit langem Überrock wird den Antritt Deines Wagens herablassen. — Aber hast Du die Grundlinge gebacken?«

»Ja«, sagte Colomba.

»Verfügen wir uns also in den Speisesaal, denn mein Appetit fängt an seine Stimme zu erheben.«

Ein Aneinanderklirren von Gabeln folgte diesen Worten.

Trotz der Dunkelheit überließen sich die beiden Gatten einem eifrigen Verschlingen der Grundlinge. René brauchte nicht mehr

zu hören; er dachte, daß es unnütz sein würde, sein Schildwachstehen unter den Balken zu verlängern. Diese Vaganten blieben ohne Zweifel auf diesem Schuppen bis die Mauern wackelten. Das sicherste Mittel den Augenblick ihres Abgehens zu erspähen und denselben zu benützen, war, sich unter die zur Demolition bestimmten Arbeiter aufnehmen zu lassen. Rénè entschloß sich, dies schon am nächsten Tage zu tun. Er verließ mit größter Vorsicht das Haus und ging in seine Wohnung. Der erste Gegenstand, der seinen Augen aufstieg, als er über die Schwelle trat, war der Band der »Nachfolge«! den er auf seinem Tisch liegen gelassen hatte. Ein Gewissensbiß — ein Rat! Das Buch war gerade bei jenen schüttete und einfachen Worten geöffnet, die der alte Corneille so vortrefflich wieder gegeben hat: »Um Dich von der Erde zu erheben, bedarfst du zweier Flügel, die sind die Einfalt und die Reinheit des Herzen!« Rénè las diese Verse, die wie eine Warnung da standen, und seine Seele zuckte unwillkürlich zusammen. Aber dieser letzte Ruf traf ihn taub. Ehe er einschlief, schien ihm eine Vorsichtsmaßregel unumgänglich. Er hielt den Brief des Herzogs von Fontenay in der Hand; er las ihn noch einmal, um die geringsten Nebendinge sich ins Gedächtnis einzugraben. Hierauf näherte er ihn seinem Lichte und verbrannte den einzigen Besitztitel der Erben des Herzogs.

7.

Auf den Dächern.

Bei Anbruch des Tages stellten sich zwei Männer bei dem Unternehmer der Demolitionen vor, dessen Bureau in geringer Entfernung von der rue du Musée lag. Alle beide verlangten Arbeit. Der eine ließ sich unter den Namen Rénè einschreiben und gab sich für einen beschäftigungslosen Graveur aus. Der andere war älter, aber seine Physiognomie zeigt von mehr gute Laune, als die des jungen Mannes. Als man ihn über seinen Namen und sein Gewerbe befragte, antwortete er barsch: Bertholet, Mauren Steinklopfer, Mörtel einführen, Alles, was man will.

Beide wurden unmittelbar aufgenommen und sogleich einer Arbeit zugeteilt. Das heißt, man bewaffnete sie mit einer Schaufel und Hacke und schickte sie auf die Spitze einer benachbarten Mauer. Keiner kannte den andern; aber der Zufall, der sie zusammengeführt hatte, gefiel sich darin, sein Werk zu vollenden. Auf den ersten Blick merkte Bertholet die Unerfahrenheit Rénè s.

»Entschuldigen Sie, sagte er etwas spöttisch; fürchtete Sie vielleicht die Steine zu verletzen? Schlagen Sie nur stärker darauf! Sie werden keine Beulen davon kriegen.«

Rénè de Verdières errötete leicht und antwortete nicht. Der Maurer fürchtete ihn beleidigt zu haben, und fügte mit seiner angeborenen Gemütlichkeit hinzu: »Übrigens, Kamerad ist das nicht Ihre Schuld; Sie haben noch keine Übung und aller Anfang ist schwer. Schauen Sie nur mir recht zu und Sie werden bald so viel davon verstehen als ich.«

»Es ist in der Tat das erste Mal, daß ich dieses Handwerk treibe«, antwortete Rénè.

»Bah, es ist nicht ärger als ein Anderes auch. Man muß nur guten Fuß fassen und vor Allem nicht immer so herum schauen, wie Sie.«

»Wie ich?«

»Ah, gewiss! Sie haben die Augen immer da drüben auf dem großen Hause.«

»Sie täuschen sich«, stotterte Rénè.

»Gut, ich gebe ihnen nur einen Rat; wenn Sie gerade darauf bestehen wollen, einige ihrer Glieder zu opfern, so nehmen sie an, daß ich nichts gesagt habe.«

Aus der Wendung dieses Gesprächs bemerkte René daß es rätlich war, sich vorsichtiger zu benehmen. Er stellte sich also, als ob er ausschließlich mit seiner Arbeit beschäftigt wäre. Diese war gefährlich genug und verdiente in der Tat seine ausschließliche Aufmerksamkeit! Er stand da, gegen die silberreine Atmosphäre scharf hervorstechend, und hatte als Stützpunkt seiner Füße nichts, als die noch vorhandenen Balken eines alten Plafonds, und schlug und zerbrach, wie eine Pastetenkruste, die Mauern eines vierten Stockes. Die Stücke fielen krachend herab und Staubwolken folgten jedem Sturze. Die Position Bertholet's war ebenso gefährlich und vielleicht noch eigentümlicher. Er war bis zur Hälfte des Körpers in einen Kamin eingekleimt, den er demolierte, indem er sich auf den Sprossen einer im Innern desselben aufgestellten Leiter bewegte. Der abgebrauchte, mürbe Kamin wich oder zerbröckelte sich vielmehr unter jedem Hieb der Hacke. Dann stieg Bertholet immer um eine Sprosse weiter hinab. So sah er ihn allmählich unter sich immer niedriger werden. In weniger als einer Stunde war, Dank seiner Geschicklichkeit, der Kamin vollständig demoliert.

Andere Arbeiter waren auf andere mehr oder weniger wichtige Posten verteilt worden. Alle erschienen in dem gelben und weißen Staub der Ruinen. Einige klammerten sich mit einer Hand an einen Strick, der fest an ein benachbartes Haus befestigt war, und arbeiteten mit der andern daran, den Fußboden unter ihren Füßen aufzureißen.

Nach anderthalb Stunden hielt René inne, von der Müdigkeit überwältigt. Durch das Balkenauslösen und Mauerumwerfen waren seine Arme, in derartige Exerzitionen nicht eingeweiht, so lahm, daß sie um Gnade riefen; der Schweiß lief von seiner Stirn.

Bertholet ließ ihn nicht aus den Augen, bei der Besichtigung seiner weißen und feinen Hände, sowie an seiner Zurückhaltung und Verlegenheit glaubte er das Drama eines verhungerten Aristokraten zu erraten. Deswegen zögerte Bertholet nicht, als die Glocke zum Frühstück ertönte, René de Verdières auf die Schulter zu klopfen. Kamerad, sagte er zu ihm, werden Sie ohne Umständen ein Glas Wein annehmen?

»Aber —«

»Nehmen Sie an und glauben Sie nicht, daß ich Ihnen dieses Anerbieten mache, um Sie zu erniedrigen. Ich trinke eben nicht gerne allein, und der Wein kratzt mir den Rachen, wenn ich mit Niemanden anstoße.«

»Gewöhnlich«, antwortete Rénè, »ist es an dem zuletzt gekommenen diesen Vorschlag zu machen.«

»Umstände? Zeremonien? Gut, ein anderes mal kommt es an Sie. Einstweilen aber kommen Sie mit in ›Abrahams Opfer‹.«

»Abrahams Opfer« war der Name einer Kneipe, in welche Bertholet Rénè de Verdières führte. In einer Hinterstube, in welche das Licht nur durch die Dämpfung einiger blutfarbiger Vorhänge fiel, gab es, wie bei fast allen marchands de vin, zu essen. Sie setzten sich an eine Tafel nieder, welche durch die unzähligen, teilweise auf die geflossenen Libationen schwammig geworden war. Was das von Bertholet angebotene Glas Wein betrifft, so verwandelte es sich natürlich in ein Frühstück, dessen bescheidene Bestandteile ein Kalbsrippchen und ein Pfannkuchen mit Speck bildeten. Weniger bescheiden aber war die Anzahl der von Bertholet trotz lebhafter Einreden Rénè verlangten ganzen und halben Schoppen.

»Setzen Sie«, sagte er zu Rénè, »nichts schadet so, als dieser Satansstaub vom Häusereinreißen. Und wenn man nur ein wenig auf die Reinheit seiner Stimme hält, ist es unerlässlich, sich die Stimmritze von Zeit zu Zeit anzufeuchten. Auf ihr Wohl!«

»Ich danke Ihnen, mein Herr.«

»Hier gibt es keinen Herrn, hier gibt es nur Kameraden und gute noch dazu! Ich sehe wohl, daß es Ihnen noch nicht recht heimisch mir gegenüber zu Mut ist; aber das kommt schon, wenn wir drei oder vier Flaschen den Kopf abgeschlagen haben.«

»Das ist nicht notwendig«, sagte Rénè ich versichere Sie, daß Sie mich bereits vollständig für Sie eingenommen haben.«

»Ein Grund mehr dann um zu trinken. Hollah, Vater Roussel«, rief er dem Wirt zu, »noch eine Negerin.«

Eine Negerin, das heißt eine Bouteille.

Unterdessen betrachtete Bertholet Rénè de Verdières mit der unablässigen Neugierde eines Mannes des Volks.

»Sie haben Unglück gehabt«, sagte er, das sieht man.

Bah, Sie müssen Nichts verheimlichen. Und bin ich, der ich zu Ihnen spreche, etwa nicht ebenso im Pech, als Sie? Sie sind nicht am meisten zu beklagen, vorerst sind sie jung und die Jugend geht vor Allem. Und dann haben Sie nicht eine Tochter wie ich.

»Ah, Sie haben eine Tochter?«

»Das glaube ich; am Himmelfahrtstage siebzehn Jahre alt, und Arbeiterin! Aber Sie wissen, was die Arbeit von Frauenzimmern wert ist, das liebe Kind verdient gerade so viel, daß es sich Stiefelchen kaufen kann. Sie sollten sie an einem Sonntage sehen da ist sie lieblich, reizend. Wenn sie nicht lacht, singt sie; wenn sie nicht singt, umarmt sie mich. Ich weiß nicht, wo sie alle die schönen blonden Haare herbekommen hat. Und ihre Taille! Und ihre Hände! Ich habe an Nichts eine Freude, als wenn ich sie anschau. Das nette, kleine Ding verdient eine schöne Zukunft; aber ich habe nichts für sie ersparen können, und ich denke nicht ohne Zittern an die Zukunft, in welche sie durch meinen Tod geraten würde.«

Rénè versuchte, Bertholet von so traurigen Befürchtungen abzubringen. »Sie sind gebaut, um achtzig Jahre zu leben«, sagte er.

»Achtzig Jahre sind viel; aber allenfalls möglich. Der Koffer ist gut, sagte Bertholet sich an den Bauch klopfend; der Kopf ist gesund, — ausgenommen an den Tagen, wo ich am Gas leide.«

»Am Gas?«

»Ja, wenn ich einen Liter zu viel trinke, wenn ich anbrenne, was häufiger vorkommt als ein Erdbeben. Was wollen Sie? das ist für meine Gesundheit und Munterkeit unentbehrlich.«

»Auf Ihre Gesundheit also; und auf ihre Munterkeit!« sagte Réenè, selbst zum ersten male an das Glas des Maurers stoßend.

»Gut gesprochen, — und gut getrunken!« sagte dieser, ihn mit Befriedigung betrachtend. Aus Ihnen wird noch etwas werden. Unterdessen, wenn Sie vor dem Auszahlen Kredit brauchen, können Sie in »Abrahams Opfer« kommen, Roussel ist ein Freund von mir.«

»Ich danke«, stotterte Réenè verwirrt und aufgeregt.

Die Glocke, welche die Wiederaufnahme der Arbeiter ankündigte unterbrach ihre Unterredung. Aber die Bekanntschaft untereinander war geschlossen. Sie kehrten Arm in Arm auf ihr Gerüst zurück. Was hätte sich Réenè wohl gedacht, wenn er hätte

wissen können, daß er in diesem Augenblick mit dem Vater Claire's ging? Wie groß wäre seine Überraschung gewesen, wenn er den Zufall erkannt hätte, der ihm den Vater als Protektor gab, nachdem er ihm die Tochter als Schutzengel geschickt hatte? Aber Rénè war tausend Meilen von einer solchen Vermutung entfernt. Mitte Wegs begegnete ihnen eine Art Aufseher, der die Demolitionen leitete. Er sah Bertholet an und sagte: Sie müssen einen Dachstuhl abnehmen, können Sie?«

»Ja«, antwortete dieser.

»Dann nehmen Sie einige Leute mit sich und packen sogleich das große Haus dort an.«

Er bezeichnete das Haus des Herzogs von Fontenay.

»Gut«, antwortete der Maurer. Und er reichte Rénè die Hand, wie um sich von ihm zu verabschieden.

Aber Rénè wich nicht; sein Gesicht verriet ein ängstliches Bangen. »Können Sie mich nicht zu dieser Arbeit brauchen?« fragte er mit erstickter Stimme-.

»Das können Sie nicht«, antwortete Bertholet.

»Warum nicht?«

»Ah, weil ein Dachstuhl nicht zerstört wird, wie ein Plafond; dazu braucht man Vorsichtsmaßregeln, es ist viel gefährlicher.«

»Was liegt daran!« sagte Rénè, »Sie werden mich unterweisen, wie Sie es bereits getan haben.«

»Sie wollen es also?« sagte Bertholet, ihn von oben bis unten mit jener spöttischen Miene messend, die Rénè bereits so sehr mißfallen hatte.

»Es liegt mir daran, sie nicht zu verlassen.«

»Es ist wirklich das Haus, das Sie mir immer so fixiert haben.«

»Ich erinnere mich nicht«, sagte Rénè erhebend.

»Da es Ihr Wunsch ist, erwarten Sie mich dort. Ich will indessen zwei oder drei Veteranen von meinem Schlag rekrutieren.«

Rénè de Verdières ließ sich diese Worte nicht wiederholen; er schritt eiligst dem bezeichneten Hause zu. Diesmal war er sicher, das Rest des sonderbaren Paares, das er am vergangenen Abend aufgefunden hatte, auszuheben. Aber war er nach Besorgung dieser Angelegenheit eben so sicher, noch bei Zeiten zu kommen, um sich der Erbschaft des Herzogs von Fontenay zu bemächtigen? Die erste Bedingung war, sich allein in der

Mansarde zu befinden, und Bertholet sollte ihn dort bald mit seinen Mauern einholen. Sich ihrer zu entledigen, daran war nicht zu denken. Bei welchem Plane sollte er in diesem Falle verweilen? Sollte heute noch mehr als der Dachstuhl abgetragen werden? Wird man auch noch die Mauer angreifen? Diesen verschiedenen Konjekturen gegenüber konnte René nichts tun, als sich dem Zufall empfehlen. Dies tat er, während er mit großen Schritten in Mitten der Trümmer der rue du Musée umherging. Bertholet hatte ihn mit zerstreutem Aussehen davon gehen sehen. »Darunter steckt etwas«, murmelte er; »der junge Mann hat keinen offenen Charakter. Er muß irgend einen geheimen Beweggrund haben, um mit so viel Beharrlichkeit Beschäftigung bei der Demolition dieses Hauses zu verlangen. Übrigens, wer weiß? Er hat vielleicht darin gewohnt, vielleicht knüpft sich eine Familien oder Liebeserinnerung an diese Mauern. Ich habe Unrecht gehabt, seine Absichten durchschauen in wollen; es ist ohne Zweifel viel Schmerz unter diesem bleichen Gesicht, im Hintergrund dieser verlegenen Worte. Es hat mir an Delikatesse gefehlt, wie immer, und Claire würde mich tadeln, wenn ich es ihr erzählte. Nach diesen Worten blieb Bertholet einige Augenblicke unbeweglich auf demselben Platze, wie alle Leute, welche nicht an Reflexionen gewöhnt sind. Tut nichts, fügte er hinzu, ich werde ihn überwachen!«

6.

Der Auszug.

Während Rénè de Verdières sich gegen den Schlupfwinkel des Grafen und der Gräfin von Plougastel zu bewegte, von den feindlichsten Empfindungen gegen sie aufgeregt, trug sich bei diesen Folgendes zu. Der Graf von Plougastel bürstete seinen blauen Plüschhut. Er entwickelte bei dieser Operation die Ruhe eines unbefleckten Gewissens, ohne die Schläge zu ahnen, welche das Schicksal für ihn in Bereitschaft hielt. Nicht etwa, als ob nichts einige leichte Wolken über seine Sorglosigkeit dahin gezogen wären, als er beim Erwachen von seinem Fenster aus den ungeheuren Apparat von Holzpfeilern und Spitzhacken, die Masse von Arbeitern auf allen Punkten übersah, aber er hatte auf das Préstige gerechnet, daß er auf den wachhabenden Invaliden durch seinen Titel eines Generalkommissärs der Demolitionen ausübte. Plötzlich bemerkte der Graf von Plougastel bei einem neuen Blicke auf die Straße ein Individuum in der Mitte der rue du Musée aufgepflanzt, dessen Augen an dem Fenster seines Belvedere zu haften schienen. Er wich einige Schritte zurück. Er hätte einen Gläubiger gewittert.

Mit der unfehlbaren Sicherheit seines Blickes beobachtete der Graf von Plougastel in den Hintergrund seines Zimmers zurückgezogen, einige Minuten lang die Stellung und Haltung dieses Neugierigen; Alles bestätigte ihn in seiner Meinung. Er hatte diese Figur niemals gesehen, aber das bewies nichts, denn einer seiner gewöhnlichen Kunstgriffe war, energisch die Wiedererkennung derjenigen Personen sich zu verweigerte, denen er Geld schuldig sein konnte. Nach veranstalteter Untersuchung stieß er seinen gewöhnlichen Alarmschrei aus. »Colomba, schnell! die Wiege! Ein Tiger ist zu besänftigen.« Colomba gehorchte mit einer Schnelligkeit, welche von häufiger Übung zeigte. Sie holte aus dem Stübchen zwei kleine aus Weiden geflochtene Wiegen und stellte sie in die Mitte des Zimmers. Ein schwerer unschlüssiger Tritt ließ sieh vernehmen; bald wurde an die Türe geklopft. Der Graf von Plougastel verhinderte Colomba zu antworten. »Jack! schrie er, mach' er

doch auf, mach er doch auf! Ah, er ist im Solon beschäftigt? Bleib' er, ich will für diesmal selbst aufmachen.«

Nach diesem kurzen Monolog, der seine Würde rettete, ging er seinem Besuche entgegen. Es war der Antiquar Jorry. Seine Tochter hatte ihm die Escamotage, deren Opfer sie geworden war, eingestanden, und mit seiner Rechnung in der Tasche jagte er dem kühnen Kölnischwasserkäufer nach. Beim Anblick der Demolitionen in der rue du Musée war die Indignation Jorry's auf ihren Gipfelpunkt gestiegen; mußte er nicht an eine falsche Adresse glauben? Konnte er sich vernünftiger Weise vorstellen, daß der Repräsentant eines bedeutenden Hauses so eigensinnig sei, mitten unter Schutt, Leitern und Krahen zu wohnen. Er betrachtete sieh also bereits als den Düpierten eines Schwindlers und er war entschlossen, die Nachforschungen, die er für unnütz hielt, nicht weiter zu treiben, als er, die Augen zum Himmel erhebend, wie um ihn zum Zeugen dieser ungeheuerlichen Tat anzurufen, hinter den Fenstern einer Mansarde jenen famosen himmelblauen Plüschhut erblickte, den ihm Hortense signalisiert hatte. Fünf Minuten später stand er vor seinem Schuldner. Aber die Bewegung der Befriedigung, die er empfunden hatte, legte sich bald beim Anblick dieses armseligen Innern. Jorry glaubte sodann, sich in der Etage getäuscht zu haben und artikulierte scheu und aufgeregt die Frage: »Sind Sie, mein Herr, der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff und Kompanie?«

»Von Konstantinopel; ja mein Herr. Belieben Sie Platz zu nehmen.«

Diese Einladung konnte für eine Impertinenz gelten, denn es war kein Stuhl im Zimmer, aber Jorry schien dies nicht zu beobachten.

»Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie in diesem Vorzimmer empfangen, fuhr der Graf von Plougastel fort; matt frottiert eben im Salon. Jack! beeilen Sie sich.«

»Mein Herr, Sie haben meiner Tochter Kölnisches Wasser abgekauft.«

»Ihrer Tochter?« antwortete der Graf nachdenklich.

»Vorgestern«, fügte Jorry hinzu.

»Das ist wohl möglich, ich kaufe so viel. Aber erlauben Sie mir nach der Wohnung Ihrer Fräulein Tochter zu fragen, denn mein Gedächtnis ist mir in derlei Beziehungen ziemlich untreu.«

»Wir wohnen auf dem Quai das Grunde Augustins.«

»Sehr gut, aber vor allen Dingen, nehmen Sie doch Platz, wenn ich bitten darf.«

»Das auch noch?« brummte der Trödler, »es ist nicht einmal ein Stuhl da.«

»O«, sagte Magloire, sich ruhig auf den Boden setzend, wir sind Orientalen.

»Wollen Sie sich über mich lustig machen?« rief Jorry, der rot vor Zorn wurde.

»Wozu? fragte nachlässig der Graf von Plougastel, ich bin mit Ihrer Ware zufrieden. Ihr Kölnisch Wasser ist wirklich sehr gut; der Bergamotte-Essenz herrscht jedoch vielleicht zu sehr vor, doch ist das Nebensache. Haben Sie mir noch mehr zu verkaufen?«

»Hier ist die Rechnung über das Kistchen, das Sie mitgenommen haben. Es macht siebenunddreißig Franks fünfzig Centimes.«

»Ist sie abquittiert?«

»Ja, mein Herr.«

»Gut, zerreißen Sie die Quittung.«

»Das werde ich nicht tun«, sagte Jorry, laut aufschreiend.

»Wie es Ihnen beliebt«, sagte der Graf von Plougastel.

»Wollen Sie bezahlen, wenn ich bitten darf. Ich brauche mein Geld.«

»Erlauben Sie mir, ich bin nur der Repräsentant des Hauses Pomard, Isakoff u. Komp. Das Haus Pomard, Isakoff u. Komp. hat den Ankauf gemacht, das Haus Pomard, Isakoff u. Komp. wird Sie bezahlen.«

»Mein Herr!«

»Nun, ja! Ich habe noch keine Zahlungsordre erhalten. Ich erwarte den Kurier von Triest, der sie mir wahrscheinlich heute Abend überbringen wird. Können Sie zwischen sechs und sieben Uhr Abends wiederkommen?«

»Zwischen sechs und sieben Uhr wird Ihr Schlupfwinkel zusammengerissen sein«, sagte der Buchhändler zornig.

»Das ist nicht wahrscheinlich, warf der Graf ein, der seine Höflichkeit verdoppelte; in jedem Falle wird der Sitz unseres Etablissements nach dem Platz Vendome Nr. 8 verlegt.«

»Das können Sie einem Anderen sagen, mein Herr! Sie glauben es mit einem Töpel zu tun zu haben.«

Der Graf von Plougastel erhob sich und legte sanft seine Hand auf Jorry's Schulter. »St!« sagte er.

»Was, St! Wollen Sie mir vielleicht Stillschweigen gebieten?«

»St!« wiederholte der Graf.

»Sprechen Sie nicht so laut, achten Sie den Schlaf der Unschuld.«

Er zeigte auf die zwei Wiegen.

»Ich achte nichts!« schrie der Trödler.

»Wie! nicht einmal die beiden armen schlafenden Kreaturen?«

»Ich will bezahlt sein!«

»Herz von Stein! Betrachten Sie ihre so sanften Zöge, treten Sie näher aber mit Vorsicht —«

Mit diesen Worten zog er den Vorhang von einer der Wiegen zurück und zeigte Jorry ein sanft gerötetes, teilweise in Windeln eingehülltes Köpfchen.

»Teure, unschuldige Kinder!« sagte der Graf leise, »möchtet Ihr lange der dornigen Pfade dieses Lebens unkundig bleiben und stets Eure kostbare Sorglosigkeit behalten.«

»Noch einmal mein Herr, ich —«

»Rühren Sie sich nicht. Sehen Sie, eines wacht auf. Es ist das jüngere; armer, kleiner Amor, man sollte meinen, er sei einem Gemälde von Albano entsprungen.«

»Mein Herr, ich muß Ihnen bemerken, daß ich ebenso wenig hierher gekommen bin, um zu schwätzen, als um mich rühren zu lassen.«

Aber der Graf hörte ihn nicht; er hatte sich ganz den Seligkeiten der väterlichen Liebe hingegeben. Den Sion tief in die Wiege versteckt, hatte er mit seinen Sprösslingen einer jener urwüchsigen Unterhaltungen begonnen, die das Alphabet der Empfindung sind.

Jorry war genötigt ihn am Ärmel zu zupfen.

»Was gibt's?« fragte der Graf von Plougastel.

»Mein Geld!«

»Das ist wahr, ich hatte es vergessen. Aber Sie werden mich gerne entschuldigen, Sie der Sie Vater sind. Colomba! Feder und Papier. Ich will einen Wechsel ausstellen.«

»Nein!«

»Siehst Du, Colomba, wie die Gewohnheit der Geschäfte gewisse Menschen verhärtet. Der da hat unsere Kinder mit trockenen Augen betrachten können, jetzt verweigert er mit Bitterkeit einen Aufschub von drei Tagen. Schaut diesen Mann recht an, Colomba; der Mann hat kein Herz und kein Blut!«

»Siebenunddreißig Franks fünfzig Centimes!« heulte Jorry.

»Und der Disconto?«

»Der Disconto, mag sein; aber bezahlen Sie.«

»Ich habe meinen Kommiss um ein kleines Geld fortgeschickt; Sie müssen schlechterdings seine Rückkehr erwarten.«

»O«, rief Jorry, dessen Geduld erschöpft war.

»Colomba! mache einen Flacon von meinem Parfum de Almés auf; unserem Gast ist nicht wohl.«

»Lassen Sie mich!« sagte der Trödler, »ich weiß jetzt, was ich von Ihnen und Ihrer Frau zu denken habe.«

Der Graf von Plougastel verstand, bezüglich seiner Frau keinen Scherz; er wollte, daß Jeder, wie er, ihr mit Achtung begegne. Er fixierte den Trödler mit einem schrecklichen Blick. Dieser erblaßte und bereute schon seine Kühnheit. Und wahrscheinlich, glauben wir, hätte der Graf ihn gezwungen, sich bei seiner Frau, vielleicht auch bei seinen Kindern zu entschuldigen, wenn in demselben Augenblick nicht die Türe unter dem gewichtigen Druck eines Arbeiters aufgegangen wäre. Dieser Arbeiter war René.

»Sie können nicht mehr dableiben, wir kommen um zu demolieren«, sagte er.

»Desto besser, das wird Luft in unsere Appartements bringen«, sagte der Graf von Plougastel ohne Aufregung.

Jorry hatte sich einen Ausruf der Überraschung entziehen lassen, als er René unter dem Staub und dem Mörtel, der seine Kleider bedeckte, erkannte. René hatte Jorry ebenfalls bemerkt, aber er dachte nicht daran, ihn unter den obwaltenden Umständen anzureden. Er wendete den Kopf ab.

»Adieu, mein Herr, sagte der Trödler sich zum Grafen von Plougastel wendend, ich werde Sie wieder zu finden wissen! Unterdessen werde ich Sie dem Staatsanwalt empfehlen.«

Jorry erreichte die Türe, nicht ohne den Versuch gemacht zu haben, dem Blicken René's zu begegnen. Dieser aber wendete

ihm hartnäckig den Rücken zu. Der Stolze brummte der Trödler; gehen wir sogleich, diese Neuigkeit unserer Tochter mitzuteilen. Das wird sie ärgern, das will ich. Es soll mich ein wenig für das dumme Geschäft trösten, das sie mit diesen Gaunern abgeschlossen hat. Nachdem Jorry gegangen war, sagte der Graf von Plougastel zu Rénè der ungeduldig seinen Bewegungen folgte: Ist es wahr, daß ich dieses Haus verlassen muß?

»Sogleich, mein Herr, sogleich! Fünf unserer Leute folgen mir und unsere Befehle sind präzise.«

»Nun denn!« seufzte Magloire, »beladen wir uns zunächst mit den kostbarsten Gegenständen. Vor allen laß die Luft aus unsern Kindern.«

Diese Phrase verwirrte Rénè de Verdières vollends. Er sah mit Entsetzen, wie Colomba die beiden Puppen aus den Wiegen nahm und mit einem Handstrich die Luft, welche sie aufblähte, daraus entfernte. Nachdem diese Operation geschehen war, gab sie ihre Kinder Magloire, der sie vierfach zusammenlegte und sie in seinen Rock steckte. Das Übrige ihres Mobiliars die Bärenhäute, welche ihnen als Matratzen dienten, inbegriffen, bot keine größeren Schwierigkeiten dar. Magloire befaßte sich mit seinen Flacons von dem Parfum das Almés, die er sorgfältig in alle seine Taschen verteilte. Er hatte deren in seinen Westentaschen, in seinen Beinkleidertaschen. Fünf oder sechs Fläschchenhalse schauten zu jeder Öffnung heraus.

»Vergessen wir den etruskischen Küchentopf nicht«, sagte er zu seiner Frau.

»Nein, mein Freund.«

»Ich werde die Wiege bis an unsern Wagen tragen. Jetzt, sagte er einen berühmten Ausspruch parodierend, laßt uns unsere Wohnung an unserer Fußsohle mitnehmen!«

Sich gegen Rénè wendend sagte er: »Wenn Jemand nach uns fragt, mein Herr, haben Sie die Güte, ihn nach dem Platz Vendome Nr. 8 zu schicken.«

Rénè antwortete durch Kopfnicken. Der Graf von Plougastel ging hinaus, während er zur Frau Gräfin sagte: Es tut mir gar nicht leid, diese Wohnung zu verlassen, wo wir anständiger Weise keine Soireen geben konnten.

Rénè blieb allein.

9.

Der Schatz.

Der von Rénè de Verdières so sehnhchst erwartete Augenblick war endlich da. Er befand sich allein in der früher von dem Herzoge von Fontenay bewohnten Mansarde. Es war ihm aber klar, daß er nicht lange daselbst allein bleiben würde; und diese Überzeugung tauchte ihn verzweifelte Auch jeden Fall beeilte er sich, die Minuten auszubeuten, die ihm der Zufall schenkte. Mit dein Griffen seiner Hacke schlug er an dem bezeichneten Platze zwischen den zwei Fenstern gegen die Mauer. Kein Ton kündigte eine Höhlung an. Rénè wiederholte seine Untersuchung ein wenig weiter oben und ein wenig weiter unten; er schlug rechts, er schlug links überall hin. Nichts antwortete ihm. Er hielt an sich.

»O, dachte er, sollte dieses Schriftstück nur eine Lüge sein, um einen Unglücklichen zu foppen? Diese edlen Klagen, diese von so viel Würde durchdrungenen Vorgefühle, sollten unedle Mystifikation sein? Das ist unmöglich. Dieser Schatz ist da, neben mir, ich fühle seine Wärme, und ich kann ihn nicht entdecken!«

Er riß die Tapete herab. Hierauf zogen andere Grübeleien durch sein Gehirn. Der Herzog wird alle Sorgfalt aufgewendet haben, um den geringsten Ton in dieser Mauer zu ersticken, um jede Höhlung auszufüllen, das ist gewiss. Eine so bedeutende Summe versteckt man nicht ohne die genauesten Vorsichtsmaßregeln. Selbst nach dem Herausnehmen der Ziegel darf ich mich auf andere Schwierigkeiten gefaßt machen: ohne das wären die sechsmal hunderttausend Franks zwanzigmal durch ein einfaches Anstoßen entdeckt worden. Der Herzog war ein alter Mann, er hat Alles vorgesehen. Und ich, ich bin ein Unsinniger, daß ich auf den ersten Schlag die Hand auf ein Vermögen legen wollte, das er mit so viel Mühe verborgen hat.

Rénè wischte sich die Stirne ab.

»Was, was soll ich tun? Die Zeit, die Mauer zu demolieren, fehlt mir. Bei dieser Beschäftigung überrascht, welchen Vorwand könnte ich anführen? Sollte meine Unerfahrenheit genügen, Verdacht von mir abzuwälzen? Gewiß nicht. Dann, wo diese

Kassette hin verstecken? Sechsmal hunderttausend Franks in Gold, das ist eine Last. O, wenn sie mir entgingen! —«

So sprechend, stützte er, zwischen den beiden Fenstern kniend, seine zitternden Hände auf die Mauer. Ein Geräusch ließ sieh vernehmen. Bertholet, der bereits herangekommen war, betrachtete ihn von der Schwelle der Türe aus. Rénè drehte sich hastig um.

»Hierher, Leute!« rief Bertholet.

Fünf Maurer traten ein. Man fing an, den Dachstuhl Stück für Stück abzutragen. Bertholet gab Befehle, ohne jedoch Rénè aus den Augen zu verlieren., bezüglich dessen er einen Hintergedanken zu haben schien. Dieser strengte sich so sehr als möglich an, aber seine Ungewandtheit und Zerstreutheit verrieten sich jeden Augenblick. Er verstand nicht oder er verstand schlecht. Er war nicht geschäftig genug, die Balken rasch in die Arme zu nehmen, die man ihm hinreichte; er schien schlecht auf seinen Füßen zu stehen. Jeder Axthieb, jedes Gepolter verursachte ihm einen Krampf in seinem Innern; man hätte sagen können, daß mit der Zerstörung dieses Speichers man seine Existenz zerstörte. Keine dieser Bewegungen entging dem mißtrauischen Auge Bertholet's. In wenigen Stunden Verschwand der Dachstuhl, der Tag fiel jetzt ganz nach Behagen in diese Höhle und beleuchtete ihre kleinsten Schlupfwinkel. Es waren nur noch die vier Mauern da. Vor dieser großen Helle fühlte Rénè ein Zittern. Bis jetzt hatte er einige Hoffnung gehegt, aber in diesem Augenblicke schien es ihm, als ob ihm sein Geheimnis; entschlüpfte und die Augen dieser Leute, wie er, durch die Mauern hindurch lesen könnten.

»Was fehlt Ihnen?« fragte ihn plötzlich Bertholet, ihn beim Arm nackend.

»Nichts, — ein wenig Ermüdung —« stotterte Rénè.

»Sie sind blässer, als der Himmel; wenn Sie sich wirklich nicht wohl fühlen, so müssen Sie fortgehen.«

»Fortgehen!« sagte der Jüngling erhebend. »Nein, es ist vorüber — es ist vorbei — ich spüre nichts mehr.«

»Es ist aber seltsam, wie scheue Augen Sie machen!« entgegnete Bertholet, sich an der Steigerung seiner Verlegenheit weidend. Der Wein von heute Morgen ist mir ein wenig in den

Kopf gestiegen. Ich hatte Ihnen gesagt, daß ich nicht an das Trinken gewohnt bin.«

»Ah, das kann sein. Nun, machen Sie sich an diese Mauer und scheitert Sie sie nicht.«

Er bezeichnete die dem Versteckte des Herzogs von Fontenay entgegengesetzte Mauer.

»Indessen«, fügte der Maurer, den Erfolg seiner Worte berechnend, hinzu, will ich mich an diese da machen.«

Rénè schwieg. Er fürchtete, durchschaut worden zu sein. Aus der Wendung, welche die Arbeit nahm, schloß er, daß das Belvedere vor Anbruch der Nacht nicht mehr existieren würde. Jede Anstrengung Bertholet's und seiner Leute beschleunigten seinen Ruin. Réne sah seine hoffnungstrahlenden Chimären eine nach der andern entfliehen! er sagte dem Eldorado, das er sich seit dem gestrigen Abend geschaffen, Lebewohl. Das Gespenst der Armut näherte sich ihm, um ihn zurückzufordern. Ein Zufall trat in diese Vermittlung. Man verlangte unten mehrere Männer, um Schutt auf Karren laden zu helfen. Bertholet mußte vier von den seinigen hinabschicken. Er blieb mit Réne und nur einem Arbeiter zurück. Dadurch wurde die Demolition der Mansarde ein wenig aufgeschoben.

»Verfluchte Mauer, schrie Bertholet von Zeit zu Zeit das Gesicht verziehend; sie ist härter, als ich mir dachte, aber ich werde mit ihr fertig werden.«

Rénè spielte den Tauben. Übrigens wendete er in Zwischenräumen den Kopf nach ihm um, um die Fortschritte seiner Arbeit angstvoll zu überwachen. Der größere Teil dieser Seite des Baues war unter den Schlägen Bertholet's gefallen, aber der Raum zwischen den zwei Fenstern stand noch unberührt. Die Partie war also noch nicht ganz verloren! Um so mehr, als der Tag sich bereits senkte, und bald die Glocke den Feierabend ankündigen sollte! Réne klammerte sich an diese neue Hoffnung. Aber diese Alternativen erschöpften ihn! er, konnte sich kaum mehr halten, seine Haare hingen ihm wirr über die Stirne. Die physischen Anstrengungen, verknüpft mit den moralischen, machten ihn fast unkenntlich. Endlich schlug es sieben Uhr. Es war Zeit! Alle Arme stockten zugleich in ihrer Bewegung, alle Hämmer fielen zu Boden. Réne erhob den Kopf

und atmete die Luft ein, die ihm mit den angenehmsten Düften geschwängert schien. Er lebte wieder auf.

»Kommen Sie mit, Kamerad?« sagte Bertholet.

»Nein«, sagte Rénè entschlossen, sich auf den Boden setzend. »Ich falle vor Müdigkeit um, ich möchte ein wenig ausruhen.«

»Ein ›cinqüéme‹ wird Sie aufrichten.« (Im Wirtshauskauderwälsch heißt »cinqüéme« ein Glas Wein.)

»Ich danke Ihnen«, sagte Rénè, »aber ich ziehe es vor, hier zu bleiben.«

»Wie Sie wollen, aber bleiben Sie nicht lange da, das Reglement ist dagegen.«

»Seien Sie unbesorgt.«

»Auf Wiedersehen morgen also!« sagte Bertholet mit seltsamer Betonung und entfernte sich mit den andern Arbeiten.

»Auf Wiedersehen!«

Rénè de Verdières fand seine ganze Gelenkigkeit und seine ganze Elastizität wieder nachdem sie fort waren. Er lief an die Treppe hinaus und beugte sich über das Geländer, um das Geräusch ihrer Schritte zu verfolgen. Er hörte sie auf die Straße hinausgehen. Trotzdem wartete er noch. Nach einer Viertelstunde herrschte tiefes Schweigen auf dem Boden. Mit Herzklopfen näherte er sich der eingefaßten Mauer. Die Gelegenheit war entscheidend. Mörtel und Ziegel flogen unter seinem Hammer weg. Zuerst erschreckte ihn der Widerhall um ihn herum, aber es war nicht mehr zu zögern, nicht mehr zurückzuweichen. Er fuhr fort, Nach einigen Schlägen klang es unter seinem Werkzeug wie Gold. Rénè drückte die Hand an sein Herz, welches übermäßig schlug.

Einen Augenblick später ließ die vollständig geöffnete Höhlung ein Kistchen von von Eichenholz sehen. Er sprengte das Kistchen und eine Glut von Gold erschien. Es war nicht Freude, was Raub bei diesen Anblick fühlte, sondern ein ungeheurer Schwindel fast Entsetzen. Fünf Minuten lang war er von einem Zittern über den ganzen Körper ergriffen wie ein Epileptischer, er war nahe daran zu sterben. Um wieder zu sich zu kommen, versuchte er einige Töne von sich zu geben, seine Zunge war an den Gaumen angeheftet. Endlich wieder erwacht, fühlte er, mit übermäßig weit aufgerissenen Augen die schreckliche Empfindung des Alps. Alle großen Bewegungen sind Schwestern. Rénè würde, wenn er

einen Mord begangen gehabt hätte, nicht mehr vernichtet gewesen sein, als in diesem Augenblick. Man eignet sich nicht ungestraft eine zu starke Dosis von Empfindungen an, und der menschlichen Seele geht es wie dem menschlichen Gehirn mit einer zu großen Dosis Alkohol. Die vollständigste Erschöpfung trat an die Stelle dieser Betäubung. Abgestumpft, lächelnd, unbeweglich, vertiefte sich Rénè in das Anschauen dieses vor seinen Augen geöffneten Schatzes. Es war ein glänzendes Schaustück, wir wollen es nicht leugnen. Prachtvolle Louisd'or in Rollen, alle mit dem Bildnisse Ludwigs XVI. ein harmonisches und imponirendes Durcheinander, eine königliche Flamme, plötzlich aufleuchtende Strahlen! Es war in der Tat genug, um mehr als ein Gehirn zu verwirren, um mehr als ein Gewissen zu betäuben. Als Rénè seiner wieder mächtig geworden war, streckte er die Hände nach der Kiste aus und rief: »Mir dieser Reichtum!«

»Nein!« sprach eine Stimme hinter ihm. Er drehte sich entsetzt um und sah Bertholet vor sich. Einige Minuten lang betrachteten sie sich so, stumm, keuchend.

»Ah, das ist Gold, beim Teufel! — das ist Gold!« sagte endlich der Maurer.

»Sie — hier?« — konnte Raub mit Mühe hervorbringen.

»Ich störe Sie? O, ich bitte tausendmal um Entschuldigung mein Junge.«

»Mein Herr —«

»Beruhigen Sie sich; Ihre Gesundheit flößte mir Unruhe ein, ich bin wieder heraufgegangen, um Erkundigungen einzuziehen. Sonst nichts. Ich bin jetzt zufrieden gestellt und gehe weiter, sehen Sie! —«

Nach diesen Worten lachte er laut auf und kauerte sich neben dem bestürzten jungen Mann nieder.

»Ach, wir haben also unser kleines Schwein aus dem Nest gehoben? Man findet also solche Bestien noch in den alten Mauern? Und ich glaubte, es gebe keine solche Blasen mehr, ich irrte mich in den Erzgrundboden!«

Er beugte sich über die Kiste.

»Ein hübscher Spiegel, das, ich gestehe es, und noch dazu fast neu. Schauen Sie, das verschönert mich, so schauen Sie doch, Kamerad!«

Er zwang den erschöpften Rénè sich zu beugen, wie er. Die Gruppe der beiden Männer in diesem nach oben offenen Dachstübchen, im letzten Schimmer des Tages, war absonderlich.

»Ach, funkeln sie! funkeln sie, alle diese Höllenpflastersteine!« fuhr Bertholet fort. »Niemand habe ich so viele zu gleicher Zeit gesehen, es sind deren von jeder Größe dabei. Gold? das ist also welches, das? Heute sehe ich mich doch einmal satt daran, es sieht nicht übel aus, es macht ein so gescheites Gesicht. Aber sind sie denn auch echt?« setzte er neckend hinzu, »ist das Gold gut? Sagen Sie doch, Kamerad, wenn man Sie betrogen hätte, das wäre nicht bitter? Wie?«

»Genug«, sagte Rénè leise.

Und mit Papa Bertholet wollten Sie Verstecken spielen? Das ist nicht artig! Sie wußten also —?«

»Nein, aber ich ahnte. Man hat ein amerikanisches Auge. Wissen Sie aber, daß Sie für einen Anfänger prachtvollere Chancen haben? Wie! am ersten Tage ihres Lebens, an dem man Sie zur Demolition schickt, erwischen Sie solche Rüben! Entschuldigen Sie man wird Sie noch oft dahin schicken. Ich wette, daß Sie eine Somnambüle konsultiert und von ihr den guten Platz angezeigt bekommen haben. Übrigens kann ich mich auch täuschen, es sind vielleicht Ihre Ersparnisse, die Sie da angelegt haben.«

Und der Maurer schlug wieder ein helles Gelächter auf. Noch einige Minuten lang hafteten seine Augen mit Behagen auf dem noch immer offen stehenden Koffer; hierauf rief er: Brr — das macht den Kopf schwindlig. Stehen wir auf.«

Rénè gehorchte mechanisch. Aber schon an der Art und Weise, wie sich Bertholet auf richtete, konnte er merken, daß derselbe wieder in ›Abrahams Opfer‹ stationiert hatte. Seine Backen waren purpurrot, seine Augen glänzten. Rénè zog daraus unbestimmte Besorgnisse.

»Jetzt«, sagte Bertholet, reden wir vernünftig, »Was ist mit diesem Golde?«

Rénè wog seine Worte, ehe er antwortete. Es blieb ihm offenbar nur *ein* Rettungsmittel: dem Manne einen Teil anzubieten, um ihn zu seinem Mitschuldigen zu machen.

»Es ist ein Vermögen, das Niemanden gehört«, sagte er; »der Zufall allein hat mich auf feine Spur geführt.«

»Sie wußten jedoch, an welchem Orte es versteckt war?«

»Dank einer Korrespondenz, welche nicht mehr existiert«, antwortete René de Verdières.

»Und um sich dieses Depositiums zu bemächtigen, sind Sie Demolisseur geworden? Sie sind ein kleiner Schlingel«, sagte Bertholet.

»Jetzt, wo Sie die Tatsachen kennen — was sind Ihre Absichten?« fragte René.

»Sie sind sehr einfach, warten Sie. Ist das Geld schon lange da?«

»Seit mehr als fünfzig Jahren.«

»Sie wissen nicht, wer es da hereingesteckt hat?

»Nein«, sagte René, nach kurzem Zögern.

»Es sind vielleicht Arme da, die darauf gewartet haben und noch darauf warten.«

»Nach einem halben Jahrhundert?«

»Warum nicht?« sagte Bertholet.

»Nun, mein Freund, kommen wir auf den Hauptpunkt. Es wird dunkel, wir müssen uns eilen. Sagen Sie mir Ihre Forderung?« fragte René. Er wartete in der größten Bangigkeit.

»Meine Forderungen?« wiederholte der erstaunte Maurer.

»Sie wollen mit mir teilen?« sagte René, »gut, teilen wir!«

»Halt!« rief Bertholet, »wie Sie doch eilen, mein Edelster. Die Liebe zu den Runden verrückt Ihnen den Kopf. Ich teile nicht!«

»Das heißt also — da ich allein den Fund gemacht habe? habe ich allein das Recht, ihn zu behalten, nicht wahr?«

»Oh«, sagte, Bertholet, mein Cherub; »Sie wollen Ihren Schnitt ein wenig zu schnell machen; wenn man etwas findet, ist das noch kein Grund, zu sagend Das gehört mir.«

»Sie belustigen sich, mich zu quälen. Erklären Sie sich, ich bitte Sie darum«, stammelte René.

»Man sagt, der Wein bringt gute Ratschläge; ich habe heute so ziemlich viel getrunken und täuscht es mich nicht, ich muß aus gezeichnete Ideen haben. In Folge dessen scheint es mir, daß es eine unredliche Handlung wäre, wenn wir diese Summe in zwei Hälften teilen und sie uns aneignen würden. Im Hintergrunde unseres Gewissens wäre immerhin eine Stimme, die uns unser Unrecht vorhalten würde. Was mich wenigstens betrifft, ich könnte den echten Reichen, das heißt denjenigen, die durch Schweiß

und Arbeit reich geworden sind, nicht mehr ins Gesicht sehen. Und ich halte etwas darauf, Jedermann ins Gesicht sehen zu können, mein Kamerad.«

»Oh!« sagte Rénè, dessen Fäuste sich zusammenballten.

»Ich will noch gar nicht von dem Elend sprechen, wenn die Sache aufkäme. Das gäbe eine saubere Geschichte.«

»Aber diese Entdeckung ist unmöglich!« entgegnete Rénè.

»Nichts ist unmöglich in dergleichen Sachen. Mögen ihre Goldfuchse noch so verführerisch sein, ich will Ihnen weder meine Ehrlichkeit noch meine Ruhe opfern.«

»Was wollen Sie also tun? Einen Entschluß! in Himmels Namen, einen Entschluß.«

»Einen Entschluß? gleich! Wir müssen das zum Polizeikommissär tragen.«

»Zum Polizeikommissär!!«

»Ja«, entgegnete Bertholet, »Dort unten in der Rue Saint-Honore, zwischen der Straße zum vierundzwanzigsten Februar und der rue des Bons-Enfans, dort, wo Sie eine Laterne mit roten Gläsern sehen.«

»Sprechen Sie im Ernst?«

»Ja.«

»Sechsmal hunderttausend Franks zum Polizeikommissär.«

»Ah, es sind sechsmal hunderttausend Franks; Sie wissen das?«

Rénè nickte bejahend.

»Ein Grund mehr, ehrlich zu sein«, sagte der Maurer.

Die Blicke Rénès waren wie erstarrt, auf ihn geheftet.

»Es ist zum Wahnsinnig werden!« rief er mit den Händen nach dem Kopf fahrend.

»Ah, Sie sind ein wenig sonderbar«, sagte Bertholet, »Seit wann ist denn die Ehre so etwas Außerordentliches?«

»Die Ehre! die Ehre! aber was Entsetzliches tun wir denn gegen die Ehre? der Zufall bietet uns Reichtum an; ist der Zufall nicht nicht der Bewahrer aller Güter? Wohin geht dieser Schatz, wenn wir ihn aufgeben? Ohne Zweifel an den Staat, und damit ist viel gewonnen, für ihn ein Tropfen Wasser, für uns das Glück!«

»Sie reden sehr gut, aber Sie werden mich trotzdem nicht glauben machen, daß ich nach dieser schönen Teilung ruhig

schlafen würde. Ordnen wir uns unter das Gesetz, das wird besser sein; wir werden zwar nur eine kleine aber wohlverdiente Belohnung erhalten und Jeder wird von uns sagen: Das sind ehrliche Leute!«

»Eine kleine Belohnung!« rief Rénè unter Tränen der Bitterkeit; »eine Belohnung! ein Almosen! Wie Kutscher, die eine Uhr zurückbringen, oder ein Bettler der einen Hund wieder gesunden hat! Dreißig Franks, nichts wahr? Wenn der Überfluss die Freude, das Ende unserer Leiden uns nebenan steht!«

»Schweigen Sie, Sie sind keine gute Natur.«

»Bertholet, hören Sie mich. Ihre Verachtung des Reichtums entspringt vielleicht aus Ihrem Widerwillen gegen die Reichen. Ich verstehe das. Aber denken Sie daran, der Gebrauch den man vom Gelde zu machen weiß, reicht hin, um seinen Besitz zu rechtfertigen. Darin liegt Alles. Wir sind arm, also unnütz, morgen werden wir reich und nützlich sein und gute Taten um her uns her aussäen. Indem wir die Schmerzen Anderer durch unsere eigenen kennen, werden wir sie wirksamer zu lindern wissen. Dabei gewinnt Alles, das können Sie nicht leugnen. In unseren Händen wird diese in andere vielleicht unfruchtbare Summe eine Quelle des Segens werden.«

»Nein! nein!« rief Bertholet.

»Seien sie nicht eigensinnig, ohne mich anzuhören, die Gelegenheit ist der Mühe wert. Derlei Gelegenheiten hat man nur einmal in seinem Leben. Überlegen Sie wohl überlegen Sie!«

»Es ist Alles überlegt. Für mich gibt es keine zwei Standpunkte, für die Erörterung einer Frage, und wenn einmal mein Gewissen gesprochen hat, gehorche ich ihm, Ich werde also meine Pflicht tun.«

»Gott! was für ein Mensch! was für ein Mensch!«

Rénè zerraupte sich die Haare.

»Meiner Treu, ich hatte eine bessere Meinung von Ihnen«, sagte Bertholet nach einigem Stillschweigen; Sie hatten mich interessiert, und ich fühle mich nahe daran, Ihr Freund zu werden. Haben Sie denn in Ihrem Alter nicht Zeit genug, ein Vermögen sich muht- und ruhmvoll zu erringen, statt eines in alten Mauern zu unterschlagen? Ein junger Mensch! Es ist eine Schande! Was wollen Sie denn mit Ihren Händen, Ihrer Bildung, Ihrer Strebsamkeit machen? Ich bin froh, daß Gott mir erlaubt hat, Sie

auf Ihrem Wege zu durchkreuzen, um Ihnen dieses Privilegium zur Faulheit und Nichtsnutzigkeit, das Sie hier suchten, aus der Hand zu reißen!«

»Sie sind streng«, entgegnete René »und ich sehe wohl, daß Sie nicht wissen, was ich Alles erduldet, bevor ich den Fuß in diesen Dachstuhl setzte.«

»Gibt es denn eine Vergangenheit mit fünfundzwanzig Jahren? Es ist nicht die Rolle junger Leute, sich zu erinnern und sich umzusehen.«

»Gut, ich will Ihnen Alles gestehen«, entgegnete René ich will Ihnen das geheime Ziel meiner Wünsche enthüllen. Ich liebe ein junges Mädchen, eine Arbeiterin, so elend wie ich, und den ganzen Tag über ihre Arbeit gebeugt. Einmal, als mich hungerte, hat sie mir ein Almosen gereicht. Seitdem habe ich geschworen, diese heilige Schuld zu tilgen, indem ich ihr meinen Namen gebe. Verstehen Sie den Traum eines Wohlstandes, den ich für sie geträumt, den sie zu ahnen nie gewagt hat? Begreifen Sie, warum ich nach dieser Summe so sehnsüchtig verlange?«

Bertholet schüttelte den Kopf.

»Dieses junge Mädchen ist tugendhaft, und Sie wollen ihm ein übel erworbenes Geld anbieten?«

»Ich will sie glücklich machen, indem ich sie über die Quelle ihres Glückes in Unwissenheit erhalte.«

»Glücklich?« sagte Bertholet leise; ich habe ein Kind, auch eine Arbeiterin, arm wie ihr Vater, aber —

»Ach ja«, sagte René, Sie sprachen mir heute Morgen davon, Sie sagten mir, daß Sie sie anbeten. Sie setzen hinzu, daß Ihr Tod sie so hilflos, vielleicht brotlos ließe, denn elendsten Versuchungen preisgegeben.«

»Niemals!« rief Bertholet, dessen Auge mit Blut unterlief.

»Gut!« fuhr René fort, ihn zu dem Kistchen hinführend, »hier ist die Ehre Ihrer Tochter, hier ist die Sicherheit ihrer Zukunft. Haben Sie Ihre Hände da hinein getaucht, so gibt es keine Beunruhigung mehr. Wie, Sie behaupten, Ihr Kind zu lieben und weigern sich in Ihrer unsinnigen Entsagung, sich für es zu opfern. Seien Sie schuldig, sie aber sei glücklich. Ihre blöde Ehrlichkeit wird ihr Leben zu einem fortwährenden Leiden, zu einer täglichen Öde, Entmutigung und Krankheit machen; ihre Jugend wird welken, ihr Lächeln wird erlöschen, diese Heiterkeit, die Ihre Sonne ist, wird

erblassen und von gedrückter Resignation von versteckten Tränen, von dem Gefühle einer geopferten Jugend, einem Leben ohne Gesichtskreis, erdrückt werden. Alles das durch Ihre Schule, durch Sie, wegen Ihnen! Dieser moralische Ruin wird der selbstsüchtige Triumph Ihrer Ehrlichkeit sein. Haben Sie immerhin Gewissensbisse, aber ersparen Sie ihr Tränen. Wenn Ihnen Gott nicht verzeiht, wird er Ihnen wenigstens ins Herz sehen. O, die Mütter sind besser, als ihr; Mütter würden morden und rauben um der Frucht ihres Leibes einen Schmerz zu ersparen; sie kennen nur das Wort Zärtlichkeit und ihr kennt nur das Wort Ehre. Stolz! Stolz! Ihrer Tochter wird das Notwendigste fehlen, sie wird dem Elend unterliegen, was liegt daran, Sie, werden dafür die Belohnung eines Polizeikommissärs haben!«

Bertholet hörte diesen Worten mit scheuen Augen zu. Der Name seiner Tochter, der in die Waagschale geworfen worden war, machte ihm zaudern.

»Sie können nicht recht haben«, antwortete er; es ist unmöglich! Ihre Sprache ist is eine Hinterlist mehr, eine schlimme Handlung, die schlimmste von allen, lassen Sie mich!«

»Hier!« fuhr Reine fort, ihm das Gold zeigend, »hier! bis an das Grab werden Sie das Lächeln und die Liebkosungen Ihrer Tochter haben! Sie werden sie gesund machen, Sie werden Sie wie eine Königin kleiden. Bertholet, in ihrem Glücke werden Sie wieder gereinigt. Später werden Sie sie als geachtete liebevolle Mutter sehen. Ach, wie sollte diese Aussicht nicht über Ihre letzte Unschlüssigkeit triumphieren! Der Schatz, Bertholet, der Schatz! Sehen Sie, wie er jetzt kühne Besitzer anzurufen scheint, wie er seltsam und beredt glänzt; es sieht aus, als ob er sich fürchtete, wieder in die Nacht zurückzukehren, in welcher ihn ein halbes Jahrhundert eingeschlossen hielt! Für uns diese glänzende Beute! Teilen wir dieses unerwarteten Louis, diese geheimnisvolle Sendung der Vorsehung! Ich werde dann sogar Ihren Namen vergessen; wir werden einander Unbekannte sein; wenn es die Sicherung Ihrer Ruhe verlangt, werde ich sogar Paris verlassen. Aber sehen Sie doch, wie das blitz!«

Rénè hatte den höchsten Grad der Aufregung erreicht. Er zitterte. Der Maurer heftete, wie er, nur finsterer, seine Augen auf das Kistchen mit den sechsmal hunderttausend Franks.

Es ist wahr, wenn man sagt, daß der Anblick des Goldes mehr berauscht, als Wein.

Er schüttelte den Kopf und drehte sich gegen René.

»Genug geplaudert!« sagte er zu ihm, »Ihre Reden werden mich nicht irre machen. Meine Tochter soll mir Zeuge sein; ich werde ihr Alles erzählen und sie soll urteilen. Ich weiß Ihre Antwort im Voraus; sie wird mir um den Hals fallen. Wenn dann zur Belohnung unserer Pflichterfüllung das Schicksal mir und ihr nur Trostlosigkeit und Leiden vorbehält, gut, so werden wir leiden. Ich glaube an Gott!«

Die einfache Würde dieser Worte erlaubte keine Antwort. René konnte nur stammeln: »Ihre Entscheidung — ist unwiderruflich.«

Ich habe einen Kopf von Gußstahl.

»Es ist also vorbei!« sagte der junge Mensch, neben einem Stein niedersinkend, »mein Traum ist aus.«

Es erfolgten einige Minuten Stillschweigen. Von seiner Größe eines Augenblicks herabgesunken, ging in diesem jugendlichen Sinne eine heilsame Umwälzung hervor, die sich rasch äußerte. René de Verdières schämte sich seiner Schwäche. Seiner Verirrung erschien ihm in ihrer zynischen Nacktheit und er errötete über sie. Er ging zu dem Manne hin, dessen edles Auftreten ihn überwunden hatte und sagte, ihm die Hand drückend: »Ich danke Ihnen; Sie haben mir meine Ehrlichkeit wieder gegeben. Ich war nicht stark genug, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Der Himmel hat sie aus meinem Weg gesendet; tausend Dank!«

»A la bonne heure!« antwortete Bertholet, den diese Umkehr entzückte; wo noch Herz ist, da ist noch nichts verloren.

Nun, und was wollen Sie von mir? Ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen, entgegnete René.

»Wir dürfen nicht daran denken, diese Summe fortzutragen; vorerst ist sie schwer und dann ist das auch nicht unsere Sache. Gehen Sie hinab und holen Sie den Kommissär. Ich habe Ihnen den Ort gezeigt, Sie können sich nicht mehr irren. Ich bleibe einstweilen da und warte auf Sie!«

»Sie haben Recht. Aber ich kann kaum gehen. So viele Aufregung!«

Bertholet runzelte die Stirn und antwortete nichts.«

»Warum gehen Sie nicht selbst?« wagte René zu fragen.

»Ich denke! Ich brauche keine frische Luft zu schöpfen«, sagte Bertholet.

»Sie mißtrauen mir also?«

»Hören Sie, die Antecedentien sprechen nicht zu Ihren Gunsten.«

»Ich denke nicht mehr an dieses Gold«, sagte René melancholisch, den Kopf schüttelnd. Es konnte, es durfte nicht mein sein. Ich werde einige Minuten lang reich gewesen sein und damit vorbei. Zieh das Geschirr des Elends wieder an, armer Gaul.«

Bertholet hatte unterdessen nachgedacht.

»Besser wird es sein«, schlug er sodann vor, »wenn sich Keiner von uns derangiert. Vom benachbarten Dache aus beherrscht man den Platz des Palais-Royal und man kann von da aus leicht Jemanden anrufen, einen Kommissär zum Beispiel.«

»Vom nächsten Dache aus, meinerwegen, aber wie dahin kommen?«

»Das ist nicht schwer, Rekrut; Sie sollen es sehen, dazu brauche ich nur ein Brett, dieses da.«

Und mit der fabelhaften Zuversichtlichkeit der Maurer und Dachdecker improvisirte Bertholet eine Brücke über einen schrecklichen Abgrund.

»Sie würden sich darauf zu gehen getrauen?«

»Unglücklicher«, schrie René, »Sie setzen Hals und Bein aufs Spiel!«

Seien sie ruhig, ich bin gegen das Genickbrechen assekurirt.«

Réne schloß die Augen, denn die Verwegenheit Bertholets entsetzte ihn. Plötzlich hörte er einen Schrei. Das Brett, das sich auf zu schwache Latten stützte, war umgeschlagen. Bertholet war ans einer Höhe von mehr als hundert Fuß auf das Straßenpflaster gestürzt. Sonderbar! René schien es, als ob dem vom Maurer in seinem Falle ausgestoßenen Schrei an der Schwelle der Mansarde ein anderer Schrei geantwortet hätte. Er drehte sich um, sah aber Niemanden. Das Quartier des Palais-Royal war bald in Bewegung, man lief in die rue du Musée, wo man nur einen Kadaver aufhob.

Dieses Unglück wurde der Unvorsichtigkeit des Arbeiters zugeschrieben.

Als die Leute von der Polizei in das im Abbruch begriffene Belvedere, den Schauplatz des Unglücksfalles, hinaufgestiegen, sahen sie weder René von Verdières noch die Geldkiste. René hatte, ihre Ankunft voraussehend, die Öffnung der Kasse mit Steinen verdeckt; hierauf hatte er sich in ein Seitenkabinett des darunter liegenden Stockwerks verkrochen. Von da aus vernahm er den Tumult der Stimmen den augenblicklichen Tod Bertholets. Er hörte sogar das Protokoll diktieren. Nach einer Stunde, als das Haus wieder stumm und leer geworden war, kehrte René zu seinem Schatze zurück, wie eine Katze zu ihrer Beute, die sie aufzugeben gezwungen war. Diesmal beschützte ihn die dichteste Nacht.

»Nun«, sagte er leise, »dieses Vermögen gehört nun doch mir; das Schicksal hat gesprochen. Mein sind diese 600,000 Franks. Aber was haben sie mich nicht bereits gekostet!«

Es war nicht mehr jene wilde Freude, die er fühlte, wie in dem Augenblick, wo er sich nach dem Weggehen der Arbeiter allein befunden hatte. In seinem Gemüte hatte die Reue bereits ihren Platz gefunden. Unwillkürliche Ursache des schrecklichen Endes Bertholets ahnte er bereits, daß das Bild dieses Unglücklichen sich immerdar zwischen ihn und sein Glück drängen würde.

»Dieses Gold ist verflucht!« dachte er.

Réné beseitigte die Steine, welche die Erbschaft des Herzogs von Fontenay verbargen. Das war aber auch Alles, was er tun konnte. Es war nicht daran zu denken, den Koffer zu bewegen; und die enorme Maße Gold, die er enthielt, konnte nur in mehreren Gängen fortgetragen werden. Und dann, welche minutiösen Vorsichtsmaßregeln mußte er anwenden, um ungesehen aus- und eingehen, um das Klirren des Metalls in seinen Taschen ersticken, und der Aufmerksamkeit seines Portiers in seiner Wohnung entgehen zu können! Aber René ließ nicht ab. Mit finsterem Eifer tauchte er die Hände in den Koffer und stopfte seine Kleider mit Louis- und Doppellouis ein. Er füllte sein Sacktuch, seine Strümpfe an; er wickelte Goldstücke in Papierfetzen ein. Um zehrt Uhr stieg er, mit fünfzigtausend Franks beschwert, die Treppe hinab und einige Augenblicke später verschwand er in den Irrgängen des Quartiers du Caroussel, ohne bemerkt worden zu sein und eilte in seine Wohnung. Die zweite Reise kostete ihm weniger Mühe. Er arbeitete leise daran, zwei

Bretter aus dem Verschlage auf der Straße zu entfernen, um sich eine bequeme Passage zu verschaffen. Er blieb lange vor der Loge des Concierge stehen, dessen Schlaf ihm ungleich und leise zu sein schien. Glücklicherweise fuhr ein Wagen im Galopp vorüber; René überschritt unter der allgemeinen Erschütterung die Schwelle. Obgleich die nächtliche Polizei noch nicht eine so große Anzahl von Repräsentanten zählte als heute, wechselte er doch mit seinem Wege, um die Chancen des Bemerktwerdens zu verringern. Mit jedem Gange nahm er, wie wir sagten, ungefähr fünfzigtausend Franks mit. Mit dieser Frucht hatte begreiflicher Weise alles Interesse, keine Bewegung zu machen. Er zitterte bei dem Gedanken, von einer Patrouille angehalten oder in einen Raufhandel verflochten zu werden. Der wankende Schatten eines Betrunknen jagte ihm Entsetzen ein. Seine Aufregung war für den Augenblick verschwunden, so sehr war er von der Ausführung des begonnenen schwierigen Werkes absorbiert. Es gab nicht Gutes noch Böses für ihn, nur das Gelingen oder Nichtgelingen. Der Zweck war hinter die Ausführung zurückgetreten. Er brauchte nicht weniger als zwölf Gänge, um die sechsmal hunderttausend Franks des Herzogs von Fontenay ganz zu transportieren. Wäre es eine Million gewesen, so hätte er Verzicht leisten müssen; die Nacht wäre zu kurz gewesen. Übrigens unterstützten ihn auch wunderbar die Dichtigkeit der Finsternis, die Einsamkeit des Corrouselplatzes und vor Allem die Stockblindheit und Taubheit des mit der Bewachung der Demolitionen betrauten Invaliden. Beim letzten Transport fühlte sich René von Müdigkeit überwältigt. Seine Schläfe zitterten, seine Augen kochten. Die Abstumpfung aller seiner Fähigkeiten ging bis zum Vergessen der einfachsten Vorsichtsmaßregeln. Er schnaufte geräuschvoll und kümmerte sich fast gar nicht mehr um seine Schritte. Er stürzte mehr, als er fiel, auf sein dürftiges Lager.

10.

Auf dem Père-Lachaise.

Drei Wochen nach den von uns erzählten Begebenheiten schritten ein Greis und ein junges Mädchen langsam dem gemeinsamen Armen-Grabe auf den weiten Gottesacker zu. Das junge Mädchen war Claire Bertholet; sie war schwarz gekleidet und schien sehr schwach zu sein. Der Greis war jener unter dem Spitznamen Doktor Quatre-Epingles, bezeichnete Arzt, dessen offizieller Name Doktor Anselme war. Wie hatten sie sich begegnet, die sich kaum gesehen hatten? Es ist nicht schwer, dies zu erklären. Der Apotheker, zu dem Bertholet unmittelbar nach seinem Sturze transportiert worden war, hatte den Doktor Anselme holen lassen, und bat ihn, bei dem jungen Mädchen die peinlichste aller Missionen zu vollziehen. Trotz der Vorsichtsmaßregeln, deren Geheimnis ihm eine lange Erfahrung gelehrt hatte, bewirkte die Nachricht von dieser Katastrophe bei Claire eine Krankheit, welche ihr Leben über zwei Wochen lang in Gefahr hielt. Es erfolgten darauf von seiner Seite tägliche Besuche und eine Gewohnheit, sich zu sehen, die bald in Freundschaft überging. Als der Doktor sie für vollständig hergestellt hielt, war der erste, der ihr eine Wallfahrt nach dem Grabe ihres Vaters und sich als Begleiter dazu vorschlug.

»Ich hätte es nicht gewagt, Sie um diese neue Gefälligkeit zu ersuchen«, antwortete sie dankbar.

Der Ausflug an das Grab war weniger herzerreißend, als er erwartet hatte. Das Gebet überwog die Tränen. Auf dieser noch frischen Erde, welche nur das schwarze Kreuz der Armen schmückte, nahm der Doktor Anselme gerührt Claire's Hand.

»Wir beide stehen an den Endpunkten des Lebens, unser Unglück ist dasselbe, sagte er. Ich bin ohne Familie, fast ohne Freunde. Ist es nicht billig, daß zwei vereinsamte und betrübte Wesen sich in der Stunde die Hand reichen, in der sie sich begegnen? Sie haben die Tugenden, die ich liebe. Erlauben Sie mir, bei Ihnen manchmal den natürlichen Beschützer zu ersetzen, den Gott Ihnen entzogen hat.«

Ein tränenvoller Blick war die einzige Antwort Claire's. Die Beiden kehrten zu Fuß über die Boulevards zurück; der Tag war herrlich, die Sonne warm. Es war der erste Ausgang des armen Mädchens. Doktor Anselme verließ sie auf der Schwelle des Hauses, in dem sie ein kleines Zimmer bewohnte. Claire blieb einige Augenblicke im Zimmer der Concierge stehen. Zwei Kinder faßten sie an den Händen und krallten sich an ihr Kleid, Sie ließ sie auf ihren Schoß sitzen, wie sie gewohnt war.

Plötzlich schaute eines der Kinder, das ältere, sie neugierig an und sagte: »Du hast ja Deinen Zins noch nicht bezahlt, Du?«

»Warum, liebes Kind?« fragte Claire erbleichend.

»Der garstige Hausherr ist heut gekommen und hat Mama wegen Dir Grobheiten gesagt.«

Die Mutter eilte herbei, um den Kindern Stillschweigen aufzuerlegen, aber es war zu spät. Zwei Tränen raunen die Wangen Claire's hinab, die den Kopf senkte.

»Ich werde das Bett meines Vaters verkaufen«, sagte sie leise, »und jede Nacht drei Stunden länger arbeiten.«

In ihrem Laden, wohin sie sich alsbald begab, um noch einen Arbeitszuschuss zu verlangen empfing man sie freundlich, aber betrübt. Die Waren gingen nicht; die tote Saison dauerte fort. Man hatte beschlossen, die Handarbeiten zu suspendieren. Statt einer Hoffnung brachte Claire Verzweiflung mit. O Schmerz über Schmerzen! Das Elend mit der Trauer; die Schulden nach der Totenfeier, der schwarze Rock der Gerichtsboten nach dem schwarzen Rock der Sargträger! Nicht einmal so viel Zeit haben, um seine Toten beweinen zu können; ihr zuckendes Gedächtnis wegwischen zu müssen, um Wohnung und Brot zu finden! Niedergeschmettert stützte Claire ihre Stirne auf ihr Kamingesims, als ein Rauschen, wie von Seide, sich vor ihrer Türe vernehmen ließ.

Ein behandschuhter Finger klopfte zweimal. Überrascht wollte sie öffnen. Eine reich gekleidete Dame erschien strahlenden Gesichtes, wie man sich die Vorsehung vorzustellen pflegt, in diesem niedrigen Rahmen.

»Mein Kind«, sagte sie, ohne Claire Zeit zum Fragen zu lassen, »erlauben Sie mir mich zu setzen, ich bin ganz außer Atem.«

Sie nahm sich selbst einen Stuhl, welchen das überraschte junge Mädchen ihr nicht anzubieten gewagt hatte, so zerzaust

und alt war das Stroh.

»Sie kennen mich nicht«, sagte die Dame, indem sie auf Claire zwei von Güte und Schönheit strahlende Augen heftete, »ich bin eine ihrer Schwestern. Sehen Sie nicht erschrocken, vor Allem aber stoßen Sie mein Entgegenkommen nicht zurück. Wir wären sehr zu beklagen, wenn man Mißtrauen gegen unsere Gefühle hegte, weil der Zufall uns eine höhere Stellung zugedacht hat.«

»Oh, Madame!«

Claire konnte nicht begreifen, woher dieses Lächeln kam.

»Geben Sie mir die Hand, ich bitte Sie darum«, sagte die Unbekannte.

»Von ganzem Herzen!«

»Ich weiß, wer Sie sind. Ich kenne das gräßliche Unglück, das Sie kürzlich getroffen hat und komme nicht, es Ihnen zurückzurufen. Waise, tugendhaft und arm, diese Eigenschaften verdienen die Sympathie aller ehrlichen Leute.«

Claire schüttelte traurig den Kopf.

»Zweifeln Sie nicht daran«, setzte die schöne Besuchende lebhaft hinzu, »ich bringe Ihnen den Beweis.«

»Den Beweis?« sagte Claire erstaunt und bereits unruhig.

»Ja; der Herr Pfarrer dieses Viertels, der Ihre Umstände kennt, hat sich heute bei mir gemeldet; er hat mich gebeten, hierher zu gehen, Sie zu sehen, Sie zu trösten, und —«

»Und —?«

»Ihnen ein Bontbillet zu tausend Franks einzuhändigen, das er von einer namenlosen Person durch die Post nur mit den Worten erhalten hat: ›Für die Familie des Arbeiters, der am 28. April bei den Demolitionen in der rue de Musée verunglückte.«

Ein Tränenstrom entstürzte plötzlich den Augen des jungen Mädchens. Zu allen seinen Leiden kam eines, nicht weniger grausam, als die übrigen, und nicht weniger unerwartet. Man gab ihr ein Almosen! Die große Dame begriff den Beweggrund dieses Weinens und beobachtete Stillschweigen. Nachdem aber dieser erste Ausbruch sich etwas gelegt hatte, versuchte sie zu bekämpfen, was sie für ein Übermaß von Empfindsamkeit hielt.

»Liebes Kind«, sagte sie, »Ihr Zögern überrascht mich nicht; es macht Ihnen Ehre, aber es ist unüberlegt. Ich hätte demselben, durch die Erklärungen, die ich Ihnen geben will, zuvorkommen

sollen. Der Herr Pfarrer, bei dem ich mich etwas neugierig zeigen mußte, hat mir seine Vermutungen mitgeteilt. Er schreibt dieses Geschenk dem Billigkeitsgeföhle des Unternehmers der Demolitionen zu. Dieser Mann wird sich gedacht haben, daß, wenn man unter seinem Befehl den Tod findet, er eine Entschädigung an die Familie des Opfers schuldig sei. Da er aber aus einer solchen Handlung kein Prinzip machen wollte, hat er ein verstecktes Mittel angewendet, um Ihnen diese Summe zukommen zu lassen. Dies ist die Meinung des Herrn Pfarrers; es ist auch die meinige. Sie müssen also diese Zusendung nicht als ein Almosen, nicht einmal als eine Wohltat, sondern als die Tilgung einer auf verhängnisvolle Weise gegen Sie eingegangenen Schuld betrachten.«

Diese Worte erschütterten das junge Mädchen, es war aber noch nicht überreden.

»Ich weiß nicht«, sagte sie, »warum mir dieses Geld zuwider ist; ist es eine Mahnung oder eine sonderbare Illusion? Mir scheint, es ist vom Blut meines Vaters befleckt.«

Ihr Gemüt leidet noch; Ihre Beurteilungskraft hat den Gegenstoß des Herzens erlitten.

»Ich glaube, ja«, sagte Claire, »aber auf welche Weise vermag ich zu heilen?«

»Indem Sie sich mir anvertrauen, mich anhören und mir erlauben, mich manchmal um Ihr Mißgeschick, um Ihre Interessen zu bekümmern.«

»Wie gut sind Sie!«

»Sie werden mich als eine in der Welt günstiger gestellte Schwester betrachten. Ich werde Sie sehr lieben, ich werde Ihnen ein wenig raten. Wollen Sie?«

»Ach, das wäre zu viel Ehre und Glück für ein armes Mädchen, wie ich.«

»Warum Ehre? Bedienen Sie sich solcher Worte nicht; Sie würden mich betrüben und mir faßt Mißtrauen gegen Sie einflößen. Sehen Sie in der, welche zu Ihnen spricht, nicht das Weib, sehen Sie nur das Herz; nichts trennt es von dem Ihrigen.«

Claire küßte ihr die Hand und sagte in wirklicher Rührung: Wenn alle diejenigen, die Ihnen an Geburt und Schönheit nahe stehen, Sie zum Muster nähmen, so wäre hienieden nur ein Zusammenstimmen von Dankbarkeit und Bewunderung.

»Noch einmal!« sagte die hohe Dame lächelnd.

»Ich kann meine Worte, wenn sie so dahin gehen, nicht zurückhalten; mir geht es, wie dem Doktor Anselme.«

»Sie kennen den Doktor Anselme?« frug die Dame mit Teilnahme.

»Er war gestern noch mein einziger Wohltäter, meine einzige Stütze. Ihm verdanke ich, daß ich nicht inmitten meiner gefahrvollen Erlebnisse an der Vorsehung verzweifelte.«

»Er sagte mir, ich solle mich nie irre machen lassen, das Leben sei voll wunderbarer und plötzlicher Zwischenfälle und Gott schicke manchmal seine Engel denjenigen zu Hilfe, die sich vor dem Straucheln zu sichern gewußt haben. Der Doktor Anselme hat Recht; Sie sind gekommen, Madame!«

»Nun, meine liebe Claire, dann werden wir zu zweien sein, Sie zu führen.«

»Sie kennen ihn also auch?«

»Gewiß«, antwortete der schöne Besuch mit einem Tone besonderer Achtung; der Doktor Anselme hat, wie so viele andere, sein Teil Unglücksfälle und Schwierigkeiten erlebt, obwohl seine Diskretion hierüber ungemein groß ist. Er war zu einer glänzenden Existenz berufen, aber Ereignisse, welche zu schildern zu lang wäre, haben seine Hoffnungen vernichtet. Er ist einer der Unsrigen, obwohl er niemals etwas von unserer Freundschaft angenommen hat.«

»Entschuldigen Sie meine vorlaute Frage. Ich hatte vergessen, daß alle edlen Gemüter verwandt sind«, sagte Claire Bertholet.

»Vertrauen Sie mir und ihm die Fürsorge für Ihre Würde; überlassen Sie sich unserer Leitung, und nehmen Sie vorläufig diese tausend Franks an. Sie gehören sicherlich Ihnen, glauben Sie mir.«

Die Stirn des jungen Mädchens wurde wieder düster. Aber aus Furcht, die schöne Überbringerin zu verletzen, nahm sie die Banknote, welche diese ihr darbot und das beiliegende Zettelchen.

»Ich gehorcht Ihnen«, sagte sie.

»Gut, und jetzt Mut und Vertrauen. Sie sind nicht mehr allein auf der Welt.«

Die vornehme Dame war aufgestanden; sie umarmte die Ouvrière und sagte ihr noch: Auf Wiedersehen; »ich werde bald

wiederkommen. Wenn Sie mich unterdessen von etwas Neuem zu benachrichtigen haben, meine liebe Claire, hier ist meine Adresse.«

Claire nahm eine elegant gestochene glänzende Karte in die Hand. Als sie allein war las sie: Madame la Marquise d'Espagnet, rue de Bourgogne 10.

11.

Auf Freiersfüßen.

Man hat ohne Zweifel bereits erraten, daß diese 1000 Franks von Rénè de Verdières herrührten. Man hat sich nicht getäuscht. Nach den ersten Geschäften, welche der plötzliche Wechsel seiner Lage notwendig machte, hatte er an das junge Mädchen gedacht, das Bertholet's Tod in Hilflosigkeit versetzte. Ohne sich um ihre nähere Bekanntschaft zu kümmern, hatte er ihr unter dem Deckmantel der Anonymität jene Banknote zustellen lassen, die in ihr einen instinktmäßigen Widerwillen erregte. Dies war ohne Zweifel ein sehr schwacher Ersatz des Schlages, der sie getroffen hatte: Rénè begriff es innerlich. Aber eine größere Summe hätte vielleicht Verdacht erregt und vielleicht eine Untersuchung veranlaßt.

Er hatte bereits viele Mühe gehabt, die ersten Louisdor's wechseln zu lassen, deren alte und längst aus dem Verkehr verschwundene Prägung durch ihre bewunderungswürdige Deutlichkeit auffiel. Der Wechsler betrachtete ihn mit Luchsaugen, denn seine Kleidung stach, wie man sich erinnert wird, stark gegen solche Ersparnisse ab. Entschlossen, sein Vermögen einer Erbschaft zuzuschreiben, beeilte sich Rénè Trauer anzulegen. Er mietete im Marais eine düstere Wohnung und nahm nur einen bejahrten Diener zu sich. Da er fast Niemand in Paris kannte, konnte er leicht böswilligen Beobachtungen entgehen. Diese Vorsichtsmaßregeln und viele andere nahmen ihn einige Zeit lang in Anspruch und verhinderten ihn, sogleich alles das Glück zu genießen, das er sich versprochen hatte. Von dem Abende an, wo das siegreiche Verhängnis ihm gesagt hatte: Du wirst reich werden! war er um mehrere Jahre gealtert. Auf die von Unruhe verzehrten Tage folgten schlaflose Nächte, die er den ausgesuchten Torturen der Reue zu verdanken hatte. Während solcher Augenblicke traten die ehrlichen Ermahnungen Bertholet's ihm wieder ins Gedächtnis. Er sah die schreckliche Szene im Belvedere wieder, wie sie sich zutrug; er war von Neuem bei dem unvorhergesehenen Sturz des Maurers gegenwärtig.

Was ihm aber bei diesem Bilde den stärksten Eindruck machte und ein fortwährender Gegenstand banger Erwägungen war, war der hinter ihm im Augenblick der Katastrophe ausgestoßene Schrei — jener Schrei, den gehört zu haben er sich vollkommen erinnerte. Dies war es, was Rénè vor Allem beschäftigte und seinen gehofften Genuß verzögerte. Wer konnte diesen Schrei ausgestoßen haben? Warum hatte sich der, von dem er ausgegangen war, nicht damals gezeigt oder war später nicht aufgetreten? Unter solchen Eindrücken überzeugte sich Rénè bald, daß das Leben in Paris ihm unmöglich werden wäre, und er entschloß sich ins Ausland zu gehen, sobald er mit seiner Position im Reinen wäre. Vor Allem wollte er eine Pflicht erfüllen, die er für gebieterisch hielt. Er wollte jene blonde junge Ouvrière wieder finden, die ihm in seiner Not geholfen und die er sogar um ihren Familiennamen zu fragen vergessen hatte. Wenn etwas im Stande war, Rénè, wenn auch nicht loszusprechen, doch wenigstens in seinen Fehlern zu entschuldigen, so war es jene Beharrlichkeit in der Dankbarkeit, jene Gewalt der Liebe, die im Elend erzeugt, im Reichtum wuchs.

Mehrere Morgen hintereinander begab er sich auf den Weg, den sie sonst nach ihrem Laden nahm; es war umsonst. Es blieb ihm nur *ein* Mittel: Erkundigung einzuziehen; nach einigem Zögern beschloß er es anzuwenden. Er wollte Hortense Jorry, die Tochter des Antiquars vom Quai des Augustins, besuchen.

Sie ist Claire's Freundin, vielleicht wird sie sich nicht weigern, die Vertraute meiner Liebe werden. Trotzdem fühlte er, ohne sich der Ursache recht bewußt zu werden, eine gewisse Entfremdung gegen Hortense. Diese Entfremdung war um so sonderbarer, als ihm von ihr stets neue Gefälligkeiten und sympathisches Entgegenkommen zu Teil geworden waren. Aber dieser brünette, traurige Kopf, diese fragenden Augen, dieser dem Lächeln so selten geöffnete Mund waren Rénè der sich das Weib nur als ein Geschöpf voll Reize vorstellen konnte, unangenehm. Indessen unterdrückte er seine Voreingenommenheit und ließ sich nach dem Quai des Augustins fahren. Er stieg einige Schritte von jenem Laden entfernt aus dem Wagen, wo die Röte der Erniedrigung so oft seine Wangen gefärbt hatte, und wo seine Eitelkeit heute eine leichte Rache zu nehmen gedachte.

Hortense war gerade allein, wie immer hinter jenem Zahlische sitzend, wo ihr Leben in dunkler Langweile verfloß. Sie zeigte

beim Anblick René nicht jenes Erstaunen, auf das er gerechnet hatte. Sie erlebte nur, was ihre Art war, wenn sie ihre Bewegung verriet.

»Mein Fräulein«, sagte er, »Sie hatten die Güte, sich für mein Mißgeschick zu interessieren; vielleicht vernehmen Sie nicht gleichgültig die Veränderung, die sich in meiner Lage ergeben hat.«

»Eine Veränderung, Monsieur René?«

»Ich habe einen meiner Oheime beerbt«, der in Russland gestorben ist.«

»Das ist eines von jenen Ereignissen, über die man Niemanden beglückwünschen soll«, antwortete Hortense.

»Das ist wahr; ich komme auch nicht, um Glückwünsche zu holen. Ich bin der erste, der die Ursache meines Glücks betrauert.«

»Dieser Onkel«, wiederholte sie, »René starr anschauend, ist das nicht derselbe, von dem sie neulich, bei Ihrem letzten Besuche, den Doktor Anselme unterhielten?«

»Ja, mein Fräulein, der Graf von Plougastel. Ich ahnte nicht, als ich seinetwegen meine Besorgnisse äußerte, daß ich bald die traurige Nachricht seines Todes erhalten würde. Für ihn trage ich Trauer.«

»Für ihn allein?«

René de Verdières machte bei dieser mit schneidendem, kalten Tone vorgebrachten Frage eine Bewegung.

»Für ihn allein«, antwortete er, aufs Höchste überrascht.

»Sie treffen ohne Zweifel Anstalten, Frankreich zu verlassen?«

»Frankreich verlassen — und warum das, mein Fräulein?«

»Gedenken Sie nicht nach Russland zu gehen, um das Vermögen des Grafen von Plougastel in Empfang zu nehmen?«

»Sein Vermögen war liquid.«

»Ah!« rief Hortense aus. Hierauf schwieg sie.

Die Konversation wurde René unbehaglich. Er wußte nicht, wie zu seinem Ziele gelangen. Hortense brachte ihn darauf. Nach einigen Augenblicken begann sie: Sie sind also jetzt reich? und ohne Zweifel glücklich?«

»Noch nicht ganz«, sagte René, sich zu einem Lächeln zwingend; »der Reichtum, wie die Armut, verlangt eine Lehrzeit.«

»Ich errate! Ihr Glück drückt Sie, und Sie wollen es teilen.«

»Jawohl.«

»Ein solches Projekt wird sich leicht realisieren lassen. Ihre gegenwärtige Position räumt viele Hindernisse auf die Seite, und Sie können auf eine glänzende Partie rechnen.«

»O, meine Prätentionen sind ungemein bescheiden.«

»Das macht Ihrem Herzen Ehre.«

»Diejenige, die ihre Augen auf mich geworfen, als ich nichts besaß, diejenige hat ein Recht auf alle meine Dankbarkeit und ich glaube mich selbst dadurch nicht meiner Verbindlichkeit entledigen zu können, daß ich ihr meinen Namen anbiete.«

»Ihre Wahl ist also fertig?«

»Ja, mein Fräulein.«

Die Stimme Hortense's hatte allmählich ihre beißende Betonung verloren. Ihr unruhiger Blick schien jetzt in der Seele Rénès lesen und seinen Antworten zuvorkommen zu wollen.

»Entschuldigen Sie eine Neugierde, die allen Frauenzimmern gemeinsam ist«, sagte sie, »diese Person ist sie hübsch?«

»Sie ist schön, aber ihre Schönheit dürfte heute verschwinden und ich liebe sie dennoch.«

»Gut; ich will gern glauben, daß sie eine so wahre Liebe verdient.«

»Sie wissen eben so gut als ich, daß sie deren würdig ist«, fügte Rénè bei.

»Wie so?«

»Sie kennen sie«, sagte er zaudernd.

»Ich kenne sie!«

»Sie ist Ihre Freundin; wenigstens habe ich sie hier getroffen.«

»Erklären Sie sich deutlicher«, sagte Hortense leise, auf's Neue von allen Stacheln der Eifersucht gemartert; »ihr Name?«

»Claire!«

»Träumen Sie nicht?« fragte Hortense, ihm gerade ins Gesicht sehend; »haben Sie Ihren gefunden Verstand bei sich? Haben Sie wirklich Claire gesagt? Claire?«

»Ja, sie ist eine Arbeiterin und —«

»Sie wissen also nicht! —« sie stockte mitten in der Rede. Ihre Augen standen vor Schrecken weit offen. Rénè hätte ohne Zweifel die außerordentliche Bewegung Hortense's bemerkt, wenn nicht

in diesem Augenblicke ein Käufer in die Bude getreten wäre und seine Aufmerksamkeit abgelenkt hätte. Die Tochter des Buchhändlers stand auf. Sie hatte die Kraft, ihrer Aufregung hinlänglich Meisterin zu werden, um ein Exemplar von der ›Kunst zu lieben‹ zu verkaufen. Als sie wieder kam und sich niedersetzte, ruhte eine trügerische Ruhe auf ihrem Gesichte. Sie nahm die Konversation wieder auf.

»Ah, Claire wollen Sie heiraten?« sagte sie langsam und nachdrücklich.

»Billigen Sie meine Wahl nicht?«

»Ach ja——o, o — ja! —«

»Desto besser, denn Sie können sich kaum vorstellen, bis zu welchem Grade ich Ihre Meinung hochschätze. Die Güte, die Sie mir stets bewiesen haben, macht mir Ihre Ratschläge so wertvoll!«

»Ich bin Ihnen dankbar, dabei an mich gedacht zu haben. Aber kommen wir auf Claire zurück. Sie scheinen ihre Familie nicht zu kennen, und das ist sonderbar«, sagte Hortense bei sich selbst, mit einem Ausdruck, der Rénè auffiel.

»Sonderbar! Warum?«

»Ich werde es Ihnen später sagen. Vorerst erzählen Sie mir die Umstände, welche Ihrer Liebe für Claire vorausgegangen sind, die sie begleitet haben — — diese Liebe für meine Freundin.«

Er fing seine Erzählung einfach an, verheimlichte nichts und schloß auf folgende Weise: Sie hat mir kein Mittel des Wiederfindens an die Hand gegeben; sie ist von hier fort in dem Augenblick, indem ich zu ihr hingehen und sie fragen wollte, an welcher Türe ich klopfen müsse, um ihr das Glück zu bringen. In dieser Unwissenheit komme ich zu Ihnen, mein Fräulein; einen Augenblick fürchtete ich Ihre Bemerkungen; es war möglich, daß dies Abenteuer Ihnen nicht als eines von denen erscheinen konnte, die einen Mann für ein Leben binden; es war möglich, daß Sie meinen Entschluß für die Ausgeburts einer romanhaften Stimmung hielten. Für diesen Fall wäre meine Antwort folgende gewesen: Ich habe niemals Energie und festen Willen gehabt, als von jenem Augenblicke meiner Verbindlichkeit an; um mich zu erheben, und meine erreichte Höhe mit Claire zu teilen, war ich bereit, jede Carrière einzuschlagen, mich jeder Arbeit zu unterziehen. Ich hatte bereits jene scheue Eigenliebe überwältigt,

die mich ein unabhängiges Elend der honorierten Unterwürfigkeit vorziehen ließ. Es war ein erster Schritt, ein erster Triumph über meine Natur. Noch viele wären ihm gefolgt, das weiß ich. Ein Zufall eine unerwartete Erbschaft hat mich dieses Kampfes überhoben, aber nichts konnte mich Claire vergessen machen.

Hortense hatte mit düsterer Gier zugehört. »Die Wege Gottes sind geheimnisvoll«, sagte sie endlich leise.

Hierauf wendete sie sich zu Rénè; »Sie ahnen nicht, wessen Tochter sie ist?«

»Irgend eines Handwerkers«, vermute ich.

»Ja — eines Handwerkers. —«

»Übrigens wiederhole ich Ihnen, daß mir ihre Abstammung gleichgültig erscheint.«

»Vielleicht doch nicht so, wie Sie meinen«, sagte Hortense.

»Haben Sie mir nicht soeben versichert, daß sie meiner Wahl würdig sei?«

»In der Tat; und da Ihre Absicht, sie zu Ihrer Frau zu machen feststeht, so dürfen Sie auf meine Unterstützung zählen.«

»Wie sehr werde ich Ihr Schuldner sein!« rief Rénè.

»Kommen Sie morgen wieder; Claire wird hier sein.«

»O, tausend Dank! — Aber was fehlt Ihnen? mir scheint, Sie sind etwas leidend, mein Fräulein?«

»Nein«, antwortete sie, die Hand auf das Herz legend, als ob sie seinen Schlägen Ruhe gebieten wollte.

In diesem Augenblick kam der Antiquar Jorry herein. Seine Anwesenheit bewirkte in dieser, für Hortense zu peinlichen Unterhaltung, eine Diversion. Jorry keuchte unter einem Haufen Bücher, der mit einem Riemen zusammengebunden war. Hortense ging auf ihn zu, sowohl um ihre Verwirrung zu verbergen, als um ihm zu helfen, sich dieser Bürde zu entledigen.

»Sieh, wie Du schon wieder in Schweiß bist«, sagte sie zu ihm. »Warum hast Du keinen Kommissionär genommen?«

»Einen Kommissionär! der mir den ganzen Gewinn im Vornherein auffrißt, nicht wahr? Das ist wieder Deine gewöhnliche Verschwendungssucht.«

In dem untadelhaft gekleideten Manne hatte er Rénè de Verdières nicht sogleich erkannt. Auf die Winke seiner Tochter drehte er sich um.

»Wen habe ich die Ehre zu begrüßen?« fragte er. Sich nähernd rief er plötzlich aus: »Ei, Sie sind Herr René.«

»Herr René der Millionär geworden ist«, setzte Hortense hinzu.

»Millionär!« rief Jorry und ließ ein Buch fallen.

»Man übertreibt ein wenig«, sagte René lächelnd.

»Unser lieber Herr René — und ich fragte meine Tochter so oft, ob sie nichts von Ihm erfahren habe. Wissen Sie, daß es schlimm ist, wenn man seine Freunde so vernachlässigt seine wahren Freunde.«

»Wie hübsch Sie in diesen neuen Kleidern sind. — Ach Gott, Sie haben sich an meinen Büchern schmutzig gemacht; hier, am Ellenbogen haben Sie Staub. Hortense, gib mir doch die Bürste. Ach, ist das schönes Tuch. Ihr Vermögen hat sich wirklich zu rechter Zeit eingestellt. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, Ihnen alle Vorwürfe zu machen, die Sie verdienen.«

»Vorwürfe, Herr Jorry?«

»Wie, Sie waren in Verlegenheit, und haben niemals daran gedacht, Geld von mir zu leihen? Das ist schlimm, sehr schlimm. Dieser Mangel an Vertrauen hat mich zu verschiedenen Malen beleidigt, ich kann es Ihnen sagen. Vielleicht haben Sie auch meinen Verdruß bei Ihren letzten Besuchen bemerkt, wie? Ich war wirklich gegen Sie aufgebracht. Ich sprach jeden Abend mit meiner Tochter darüber. Nicht wahr, Hortense?«

Hortense antwortete nicht.

»Wie!« fuhr Jorry fort, »Sie ein so wohlerzogener, so unterrichteter junger Mann, haben es vorgezogen, bei den Demolitionen des Carrousel zu arbeiten, als mich um so ein paar hundert Franks anzugehen!«

»Ah, Sie haben mich auf jener letzten Stufe gesehen?« stammelte René ein Buch durchblättern, um die Blässe seines Gesichts nicht sehen zu lassen.

»Sie wissen wohl, in der rue de Musée. Ich war zu dem Spitzbuben gegangen der mir ein Kistchen Kölnisch-Wasser-Flaschen abgeschwindelt hatte. Sie waren in der Kleidung eines Ouvrier dort.«

»Ja, wirklich.«

»O, ich sehe Sie noch mit Ihrer Hacke und mit Ihren Kleidern, die man von Kalkstaub nicht mehr unterscheiden konnte. Gott im

Himmel! Steine klopfen zu müssen! Sie haben mich also nicht erkannt?«

»Nein — ich —«

»Ich habe mich darüber so gewundert, daß ich nicht einmal die Geistesgegenwart hatte, Sie, von da fortzuführen. Tragen Sie mir das nicht nach, ich bitte Sie. Meine Tochter wollte mir nicht glauben wie ich es ihr erzählte. Sie behauptete, das sei unmöglich, und um sich zu überzeugen, ging sie. —«

Hortense unterbrach ihn rasch.

»Vater, fürchtest du denn nicht, daß diese Erinnerung Herrn René unangenehm sein muß?«

Sie hatte unablässig die Physiognomie des jungen Mannes belauert.

»Du hast Recht«, sagte Jorry; »die schlimmsten Zeiten sind vorüber, sprechen wir Es nicht mehr davon.«

Plötzlich sich besinnend, rief er, indem er an die Stirne schlug: »Zum Kuckuck, es war derselbe Tag, an dem der arme Bertholet verunglückte.«

René wankte.

»Dem da habe ich wenigstens vorausgesagt, was ihm geschehen würde.«

»Lieber Vater, diese Sachen sind Herrn René fremd und für ihn folglich gleichgültig«, sagte Hortense.

»Wahr, wahr. Ach, gut, daß es mir einfällt, mein junger Millionär, Sie brauchen eben eine Bibliothek? Erlauben Sie mir, Ihnen das zurecht zu machen. Sie brauchen etwas Komplettes; verlassen Sie sich auf mich.«

»Es wird mir sehr angenehm sein, diesen Teil meines Mobiliars von Ihnen zu beziehen.«

Nach diesen Worten grüßte René de Verdières, der seit einiger Zeit sich zu verabschieden trachtete, Vater und Tochter, und schritt unsicheren Ganges der Türe zu.

»Auf morgen, Herr René«, sagte Hortense mit eigentümlicher Betonung.

Ja, mein Fräulein, auf morgen«, antwortete René.

12.

Die Werbung.

»Du hast mich rufen lassen?« sagte Claire, als sie am nächsten Morgen bei der Tochter des Antiquars eintrat.

»Ja«, antwortete Hortense, die sich zu einer lachenden Miene zwang.

»Du hast wohl daran getan, denn in meiner jetzigen Niedergeschlagenheit vergesse ich meine besten Freundinnen. Ich habe keinen Gedanken und keine Erinnerung, als an meinen armen Vater.«

»Wie bleich Du bist!« sagte Hortense, sie mit Aufmerksamkeit betrachtend.

Es schien in der Tat, daß die beiden Mädchen ihren Gesichtsausdruck ausgetauscht hatten. In dem schwarzen Kleide, das sie bis an den Hals hinauf einzwängte, hatte Claire alle Lebhaftigkeit und alle Beweglichkeit verloren. Eine ungewöhnliche Aufregung verlieh dagegen Hortense's Physiognomie eine neue Jugend und neue Frische. Zum ersten male in ihrem Leben vielleicht hatte sie sich in Rosafarbe gekleidet und die Details ihres Anzuges verrieten eine Anwandlung von Koketterie. Claire konnte sich trotz ihrer Niedergeschlagenheit nicht enthalten, darüber eine Bemerkung zu machen.

»Ich erwarte einen Besuch«, sagte Hortense.

»Einen Besuch?«

»Der Dich ebenso interessiert, als mich.«

»Was meinst Du damit?«

»Ich meine«, entgegnete Hortense, halb ernst, halb neckisch, »daß Du in mich nicht Vertrauen genug gesetzt hast, und daß es meine Absicht ist, Dich heute dafür zu bestrafen.«

»Sei weniger räthselhaft«, sagte Claire.

»Du erinnerst Dich nicht mehr an unsere letzte Plauderei, vor drei Wochen?«

»Ich erinnere mich, aber in welchem Zusammenhang? —«

»Du hast damals von einem jungen verliebten und unglücklichen Menschen gesprochen. Du hast nur vergessen, mir

ihn zu zeigen, oder mir wenigstens seinen Namen zu sagen.«

»Aber ich wußte ihn damals noch nicht, und selbst heute kenne ich erst seinen Vornamen.«

»Rénè nicht wahr?«

»Ja«, sagte Claire leise.

»Gut, ich bin besser unterrichtet als Du; ich kann Dir sagen, wie er heißt. Er heißt Rénè de Verdières.«

»Ah, er ist von Adel?« fragte Claire mit trauriger Betonung.

»Von Adel und reich.«

»Reiche das ist nicht der nämliche.«

»Doch, antwortete Hortense eine Erbschaft hat ihn soeben im Besitz eines großartigen Vermögens gebracht.«

»Er! Reich!« sagte sie.

»Das überrascht Dich, wie es mich überrascht hat, nicht wahr? Von der schlimmsten Entblößung plötzlich zu glänzendem Wohlergehen überzuspringen, das klingt wie ein Traum! Gestern vielleicht Mangel an Brot —«

Claire zitterte bei dieser einschneidenden Erinnerung.

»Und heute«, fuhr Hortense fort, »heute fährt er in einem Wagen, an dessen Schlag sein vergoldetes Wappen glänzt.«

»Warum sprichst Du über diesen jungen Menschen mit mir?« sagte Claire mit Anstrengung; ich habe ihn vergessen, ich habe ihn vergessen müssen. Der Tod meines Vaters hat jede Regung in mir verbannt. Übrigens war Herr Rénè nicht für ein armes Mädchen, wie ich, bestimmt. Er ist jetzt reich; desto besser, er hat ohne Zweifel verdient, es zu werden. Auch ich hatte mir einen Traum gemacht —«

Plötzlich hielt sie inne. Sie legte ihre Hand in die Hortense's: »Sprechen wir von etwas Anderem, ich bitte Dich. Die Tränen tun mir zu weh.«

Hortense ließ sie nicht aus den Augen; sie entwickelte eine grausame Freude über dieses Ausfragen.

»Sprechen wir von dem Besuche, den Du erwartest, nahm Claire wieder das Wort.«

»Ich tue ja seit einer Viertelstunde nichts Anderes.«

»Wie, Derjenige, der kommen soll, ist — —?«

»Sieh!«

Die Türe des Ladens ging auf. Rénè de Verdières trat in Begleitung des Doktor Anselme ein. Die Anwesenheit des Letzteren gab dem Auftritte, der jetzt statthaben sollte, eitle gewisse Feierlichkeit.

»Meine junge Schutzbefohlene!« sagte der Doktor überrascht als er Claire bemerkte.

»Sie kennen sie also?« rief Rénè.

»Sie! sie ist fast meine Tochter.«

»Dann, Doktor«, sagte Rénè nach einem momentanen Stillschweigen, »erlauben Sie mir, ihre Hand zu erbitten.«

Als Claire diese mit tiefer Bewegung gesprochenen Worte hörte, verbarg sie ihr glühendes Gesicht an Hortense's Busen, die ihresteiß bleich wurde und ohnmächtig hinzusinken schien.

»Er hat mir Alles erzählt«, sagte der Doktor, sich Claire nähend; aber warum haben Sie mir diesen hübschen kleinen Roman verheimlicht?«

»Weil ich selbst nicht daran glaubte«, antwortete sie.

»Teure Kinder! Euer Glück soll die letzte Freude meines Alters werden.«

»Lieber Herr Doktor, stammelte Claire, mich trennt eine zu weite Kluft von Herrn Rénè. Es ist sein — Edelmut, der ihm eilte derartige Regung einflößt; es kann nicht seine Vernunft sein.«

»Claire, weisen Sie mich nicht zurück«, sagte Rénè; »auch ich habe Sie damals nicht zurückgewiesen.«

»Haben Sie an die Vorwürfe gedacht, welche Ihnen eine solche Mißheirat in der Welt zuziehen wird, in welche Sie von Jetzt an berufen sind?«

»Ich habe dieser Welt keine meiner Handlungen zu unterbreiten; ich bin frei.«

Rénè ist eine Weise.

»Ah«, rief Claire, von diesem neuen sympathischen Band überrascht. Ihre hingebungsvollen Augen flogen zu dem Jüngling hinüber.

Hortense war leichengelb.

»Komm, zögert nicht mehr«, sagte sie zu Claire. »Der Waise kann wohl die Waise heiraten; Claire Bertholet kann wohl die Frau des Herrn Rénè de Verdières werden.«

Rénè glaubte schlecht gehört zu haben.

»Claire Bertholet?« fragte er halblaut den Doktor.

»Ja; Ihr Vater war der unglückliche Ouvrière dessen Tod Sie vielleicht vernommen haben; er arbeitete an den Demolitionen einer kleinen Straße in der Nähe des Carroussel-Platzes; er fiel von —«

Der Doktor Anselme sprach nicht aus; denn er sah, daß René auf einen Stuhl hinsank.

»Was fehlt Ihnen, großer Gott!«

Er war ohnmächtig. Claire stand auf und eilte herbei.

Hortense blieb an Ihrem Zahltische.

»Es ist eilt Übelsein«, sagte leise der Doktor; »vielleicht der Mangel an Luft.«

Er zog einige flüchtige Salze aus seinem Rock und ließ René daran atmen.

Die ersten Worte, welche dieser hervorbrachte, als er wieder zu sich kam, waren: »Bertholet — die Tochter Bertholets!«

»Der Tod Ihres Vaters wird ihn zu lebhaft angegriffen haben, sagte der Doktor, sich gegen Claire wendend.«

»Glauben Sie?«

»Herr Anselm hat Recht«, sagte Hortense mit ruhiger Stimme, aus der aber eilte ironische Spitze drang.

Diese Stimme brachte auf René eine eigentümliche Wirkung hervor. Er drehte sich plötzlich um, und sagte mit scheuer Miene: »Gehen wir fort!«

»Gut; Ihr Wagen ist an der Eck der Straße; ich will ihn herbeirufen lassen.«

»Nein, die freie Luft wird mir gut tun!«

»Aber in dem Zustand, in dem Sie sind —«

»Gehen wir augenblicklich fort!« sagte René den Doktor konvulsivisch hinausschleifend.

»Herr René hat nichts zu mir gesagt, als er fortging«, sagte Claire leise; »was bedeutet das? Ich bin ganz erschrocken, und Du?«

»Ich«, antwortete Hortense, »wundere mich weniger, als Du, denn ich habe bei diesem jungen Mann immer eine gewisse Überspanntheit bemerkt, die gewiss von seinem vielen Lesen herrührt.«

»Du glaubst —«

»Ich glaube nichts; aber, wie soll man sich das Vorgefallene sollst erklären? Woher die Aufregung, als er den Namen eines Vaters erfuhr?«

»Ich weiß wirklich nicht, was ich mir denken soll.«

Wir wollen Claire nicht durch alle Ungewissheit in welche sie dieser Zwischenfall versetzte, folgen. Nachdem sie an diesem Morgen die schroffsten Wechsel des Schmerzes und der Glückseligkeit erlitten hatte, zog sie sich, der verzweifelsten Unruhe und den geheimnisvollsten Vermutungen hingegeben zurück. Sie ging aufs Geratewohl dem Tuilerien-Garten und von da den elysäischen Feldern zu, wo wir sie sogleich wieder sehen werden.

Einstweilen glauben wir, unsere Leser zu dem Zwiegespräch beziehen zu müssen, welches zwischen Jorry und seiner Tochter stattfand. Der Antiquar hatte Hortense nachdenklich und finster angetroffen. Er richtete einige Fragen an sie, auf welche sie nicht antwortete.

»Ich wette«, sagte er, »Deine Zerstretheit kommt von der strudelköpfigen Claire, der ich begegnete, wie sie als eine Närrin den Quai hinablief. Sie hat mich nicht einmal erkannt. Hortense, traue diesem Mädchen nicht; jetzt, wo sie Waise ist, borgt sie am Ende gar Geld von Dir. Hortense blieb fortwährend unbeweglich und stumm.«

»Hörts Du nicht, daß ich mit Dir spreche?«

Jorry trat erschreckt näher zu ihr. Er nahm ihre Hand und wiederholte!

»Hortense!«

»Vater?« fragte sie, wie aus einem Schlafe emporgerissen.

»Ja, aber was hast Du denn? woran denkst Du?«

»Ich denke an Rénè«, antwortete sie mechanisch.

»An Herrn von Verdières, willst Du sagen?«

»Nein, an Rénè.«

»Du sprichst sehr familiär von diesem jungen und reichen Kavalier.«

»Lieber Vater, Du Weißt, daß ich ihn liebe«, sagte sie mit bestimmten Ton.

»Ich habe es in der Tat bemerkt; ich erinnere mich sogar, daß ich früher diese Liebelei sehr schief ansah, denn damals war Herr

Rénè bettelarm. Ich fragte mich selbst mit Erstaunen, wie Du Dich in diese Krankenhausfigur hast vergaffen können.«

»Lieber Vater, ich kann Ihnen nicht sagen, was ich leide; Sie würden mich doch nicht verstehen.«

»Ja, doch!«

»Ich liebe Réne mehr als jemals.«

»Parbleu! Du liebst einen Millionär. Auch ich liebe ihn, wohl wissen, wer ihn nicht liebte!«

»Ich bin nicht nach seinem Vermögen lüstern«, sagte Hortense.

»Versteht sich; aber es ist einmal da, und das rechtfertigt die Neigung, die Dich zu diesem neu gebundenen Bücherliebhaber hinzieht. Erlaube jedoch meiner väterlichen Fürsorge eine Frage.«

»Welche, lieber Vater?«

Zahlt er Dir zurück, wie es in meinen Büchern heißt.«

Hortense antwortete nicht; ihre Augen blieben scheu am Boden haften.

»Hm!« meinte der Antiquar; »weiß er wenigstens, dass Du ihn liebst?«

»Er ahnt es nicht einmal«, antwortete sie.

»Denn, armes Kind, sehe ich nicht, wozu eine solche Leidenschaft führen soll. Unter diesen Umständen muß Dir die Vernunft dein Benehmen diktieren. Es ist klar, dass Du auf Herrn. v. Verdières verzichten mußt.«

»Niemals!«

»Was gedenkst Du dann zu tun?«

»Ich werde ihn zwingen, die Augen zu öffnen, ich werde ihm sein Glück aufnötigen.«

»Das ist schwer.«

»Ich habe unfehlbare Mittel, zu meinem Ziele zu gelangen.«

Jorry betrachtete sie, wie versteinert.

»Liebes Kind«, sagte er, »Du beunruhigst mich; ich finde deinen Blick ungewöhnlich starr.«

»Habe ich Ihnen nicht vorausgesagt, dass sie mich nicht verstehen werden?«

»Das wohl; aber welchen Einfluß auf den Willen dieses jungen Herrn könntest Du ausüben?«

»Das ist mein Geheimnis.«

Jorry zuckte die Achseln.

Mit seinem Vermögen und seinem Range wird Heer von Verdières nicht ermangeln, eine junge Frau zu heiraten, die reich und adelig ist.«

»Nein, Vater.«

»Oder eine Erbin aus den industriellen oder Finanzkreisen, die auf die Aristokratie versessen ist.«

»Noch weniger.«

»Wen wird er dann heiraten?« fragte der Antiquar.

»Mich!«

13.

Ein Konzert in den Elyseischen Feldern.

Claire Bertholet hatte den Weg nach den Elyseischen Feldern eingeschlagen. Sie ging aufs Geratewohl zu, nur um die Aufregung ihres Gemüts zu dämpfen. Da es um die Stunde der Promenade war, hatte sie jenen Teil aufgesucht, der auf die Seine zu liegt und nur von Kegelspielern frequentiert wird. In einer fast ganz einsamen Allee blieb sie stehen und setzte sich nieder. Zehn Minuten waren noch nicht verflossen, als sie durch die Bäume hindurch ein Paar bemerkte, dessen sonderbaren Gebaren ihre Aufmerksamkeit erregte. Ein Mann mit einem blauen Hute und eine Frau mit abgetragenen Kleidern trugen zwei kleine Wiegen und schienen einen Ruheplatz zu suchen, wo sie dieselben hinstellen könnten. Der Mann hatte außerdem mehrere Musikhefte unter dem Arm.

»Colomba«, sagte er, »glaubst Du also wirklich, daß die freie Luft meinen Singübungen günstig ist?«

»Ich bin davon überzeugt, mein Freund.«

»Ich gestehe, der vollkommenste Erfolg hat meine früheren Erfahrungen gekrönt; aber fürchtest Du nicht, die Vorübergehenden möchten uns für herumziehende Sänger halten und abermals Geld für eine Übung verabreichen, die nur zur Ergötzung Deiner Ohren angestellt wird.«

»Was wäre das Schlimmes? sagte die Frau; Dein lehren Konzert an diesem selben Ort hat nun mehr als zwanzig Franks eingebracht.«

»Das ist wahr, und ich weiß wirklich nicht recht, wie das eigentlich zugeht. Ich hatte meinen Hut auf den Boden gestellt, am meinen Mitteln freieren Lauf lassen zu können; man hat meine gewöhnliche Zerstreung benutzt, um ihn mit Zechinen und Dukaten anzufüllen. Auf jeden Fall war es zu spät, um meinem improvisierten Auditorium seinen Irrtum vorzustellen; ich mußte die Strafe meiner Vergeßlichkeit tragen. Ich erinnere mich sogar Abends mit Dir herzlich darüber gelacht zu haben. Nimmt man übrigens die Sache genau, so liegt eigentlich in diesen metallenen Manifestationen einem abgöttischen Publikum nichts gerade

Beleidigendes. In England und den Vereinigten Staaten zeigt sich der Enthusiasmus nicht nur in der Form eines Guincentregens; man hat sogar Liebhaber gesehen, die ihren Wahnsinn so weit trieben, daß sie den Künstlern Uhren, Tabakdosen und Schneiderrechnungen an den Kopf warfen.«

»Ich habe Dich deshalb auch nicht getadelt, dass Du zu diesem äußersten Mittel Deine Zuflucht genommen hast; im Gegenteil. Erinnerst Dich, Magloire, wie verzweifelt unsere Lage war, als wir jenes Haus in der rue de Musée verließen? Wir waren ohne Unterkunft.«

»Ohne Wohnung zu sein, ist für geniale Leute der Gipfel aller Ideale.«

»Du gabst aber meinen Bitten nach, sagte Colomba.

Jawohl. Du wolltest, glaube ich, eine Wohnung, einen gedeckten Tisch, den tausendfältigen Überfluß des gewöhnlichen Lebens. Ich hörte Dich lächelnd an. Als Du mittlerweile mich an die Schönheit meiner Stimme erinnerte, willigte ich ein, einige Töne von mir zu geben, da ich in meinem Dilettantismus vergaß, daß wir auf offener Straße waren. Mehrere Personen blieben zufällig stehen und murmelten schmeichelhafte Worte. Colomba, ich war gegen öffentliche Lobsprüche immer empfänglich. Bis dahin hatte ich meine Fähigkeit nur für eine schwache gehalten; dieser unerwartete Erfolg ermutigte mich; er war mir eine Offenbarung. Ich gab mich inkognito gutmütig den Wünschen einer aufgeregten Menge hin; es mag eine Schwachheit gewesen sein, zugestanden; oder sie ist in den Annalen der Aristokratie nicht ohne Beispiel. Unter den Männern, die um den Beifall des Volkes buhlten, führt man Nero und den Herzog von Kandia auf. Du willst abermals, daß ich einige jener russischen Melodien vor Dir ertönen lasse, welche Deine Kindheit umklungen haben. Ich begreife dieses lebhaftes Nationalgefühl und willfahre Deinem Wunsche. Ist aber diese Alles hinlänglich einsam?«

»O ja!«

»In diesem Falle stelle die Wiegen dahin und blase die Kinder auf.«

Colomba entwickelte bei der Ausführung dieses Befehls alle nur denkbare Schnelligkeit. In zwei oder drei Lungenstößen hatte sich die scheinbare Familie vollkommen kräftig konstituiert.

»Was soll ich Dir vorseufzen?« fragte er.

»Singe mir jenen Gesang wieder, dessen frischen Ton Du so vortrefflich triffst: Die ›Liebenden von Ressaikoff.«

»Ich beginne.«

Auch diesmal wurde, wieder aus Zerstreuung, der blaue Hut auf den Boden gestellt. Der Graf von Plougastel öffnete, nachdem er seine Blicke hatte rings umher schweifen lassen, seinen ungeheuren Mund und überlieferte dem Echo der Elyseischen Felder Gesänge, welche es seit der Invasion von 1815 nicht mehr zurückgeworfen hatte. Er sang die rührende Legende von den »Liebenden von Ressaikoff.« Wir wollen den Text nicht mitteilen. Es genügt, uns den Charakter und die nachahmende Harmonie dieses Bruchstücks angedeutet zu haben. Kiesel, welche man zerdrückt oder das Rollen eines Theaterdonners hinter den Kulissen können eine Idee von der Methode des Grafen von Plougastel geben. Die Sonderbarkeit des Gesanges hatte in wenigen Minuten eine stets wachsende Menge angezogen.

Er ist einer der ersten Sänger von St. Petersburg, sagte man. Es wird dem Czaren mißfallen haben und jetzt ist er existiert.

Die beiden Wiegen gewannen auch ihren Teil an Sympathien; man gab sich alle Mühe, die Gestalt der Säuglinge unter den Fetzen den hermetisch geschlossenen Behängen zu entdecken. Alles dies, bis auf die resignierte und sanfte Haltung Colomba's machte auf die Zuhörer einen angenehmen Eindruck. Die Centimes, die Decimes, und selbst die kleinen, weißen Franksstücke regneten in den himmelblauen Plüschhut. Der Graf von Plougastel schien nicht darauf zu achten und fuhr mit einer Sorglosigkeit, die an Heroismus streifte, in seinem Liede fort. Nach ungefähr dreiviertel Stunden jedoch machte ihm ein von mehreren Knaks begleitetes Prockeln in der Kehle bemerklich, dass es Zeit sei, das zu suspendieren, was er seine Studien nannte. Er geruhte sein Publikum zu grüßen, hierauf wendete er ihm den Rücken.

»Bist Du zufrieden?« sagte er zu seiner Frau.

»Laß Dich umarmen!« rief diese, ihm um den Hals fallend.

Vor dieser intimen Szene verlief sich das Publikum. Die fünf oder sechs letzten Gamins waren sehr schwer zu entwurzeln. Sie zogen sich nur langsam nach einander zurück, nachdem Colomba die Einnahme in ihr Taschentuch gebunden hatte. Claire blieb

noch übrig, die, einige Schritte davon sitzend, bei diesem Konzert in freier Luft die aufmerksamste gewesen war. In diesem Augenblicke sogar waren ihre Augen, obwohl »die Lieder bereits verklungen« noch immer hartnäckig auf den Grafen von Plougastel geheftet. Sie war von einer Ähnlichkeit desselben mit René de Verdières betroffen, die unsern Lesern weniger auffallen wird. Obwohl diese Aufmerksamkeit etwas Schmeichelhaftes für den hatte, den sie betraf, wurde nichts desto weniger der Graf von Plougastel zuletzt davon beunruhigt. Er sagte Colomba einige Worte ins Ohr und beide beeilten sich, sich aus dem Staube zu machen.

Unterdessen war Claire seufzend aufgestanden. Sie entfernte sich, nicht ohne sich mehrmals umzudrehen, um zwischen die Bäume durch nach dem Grafen von Plougastel zu sehen.

»Meine Klänge haben diese Kleine verführt«, dachte er; »mir sitzt ein ganzer Käfig von Nachtigallen in der Gurgel.«

Er war mit Colomba allein.

»Wie hoch beläuft sich die Einnahme?« fragte er.

»Wir haben dreißig Franks gemacht.«

»Dreißig Franks! das ist eine hübsche Ziffer; wir können jetzt in alle großen Journalen eine Reklame für mein Parfüm des Almés einrücken lassen.«

»Und uns geräuchertes Fleisch kaufen«, setzte Colomba hinzu. »Welches Glück! Wenn ich mich nicht zurückhielte, ich glaube, ich würde tanzen.«

»Warum zurückhalten? Willst Du, daß ich Dir selbst das Beispiel gebe«, sagte der Graf von Plougastel.

Sie fingen an, auf's Lustigste umherzuhüpfen, als ein unlieber Zwischenfall den Ausdruck ihrer Freude dämpfte. Ein verhängnisvoller und grotesker Zwischenfall! Bei einer ihrer Bewegungen warfen sie die zwei Wiegen um, aus welchen die Puppen mit dem Kopf nach vorne herausstürzten und auf den Sand rollten. Vor einigen Augenblicken hatte sich ein Wind erhoben; er nahm die zwei aufgeblasenen Häute mit einem Staubwirbel mit sich. Colomba stürzte darauf los. »Es gelang ihr, sich eines Kindes zu bemächtigen. Dasjenige aber, dem Magloire nachlief, schien hinfliegen zu wollen, wo die Welt offen stand; es verschlang den Raum, hüpfte sprang auf, stieß mit der Stirn an die Bäume, streifte den Boden, bäumte sich wie närrisch und hielt

niemals still. Umsonst machte Magloire Schritte, wie weiland Mikromegas. Der Wind blies immer fort. Endlich des Laufens müde führt der Graf von Plougastel einen einen wütenden Sprung aus, so wütend, daß er gerade auf den Bauch des Kindes fiel. Ein furchtbarer Knall ertönte in dieser Abtheilung der Elyseischen Felder. Ein Schrei Colomba's antwortete demselben. Sie eilte herbei.«

»Unglückliche Mutter. Da hast nur mehr einen Sohn!« schrie Herr von Plougastel.

Er zeigte ihr die zerplatzte Blase.

»Ich werde sie wieder herrichten«, sagte Colomba, nachdem sie einige Augenblicke ihrem so natürlichen Schmerze geweiht hatte.

Es war klar, daß sie nach diesem Ereignis an nichts weiter dachten, als ihre Wohnung zu erreichen. Es war eines jener bescheidenen Hotels, wie es deren in Paris so viele gibt und die sich aus Ironie mit pompösen Schildern dekorieren: Hotel von Trapezunt, Großes Hotel von Athen, Hotel Cäsar, Hotel Perigueux und Aldion Hotel zum Universum u. s. w. So eng einlogiert, wie man sich denken kann, fristeten sie ihre Existenz mit Auskunftsmitgliedern und Träumen. Jeder Tag sah im Gehirn des Herrn von Plougastel eine Utopie auftauchen; es war ein armer Bote Equixote ohne Rüstung, ohne Pferd, ohne Lanze. Vom Schicksal ebenso wie durch seine Natur verdammt, von der geraden Linie abzuweichen, war er der vollendetste Repräsentant jener zahlreichen Race von Leuten, die zu Allem fähig, jener Condottieri der Industrie, die wohl einen hyperbolischen guten Willen sitzen, aber auf der Stirne mit den zwei verhängnisvollen Worten: »Kein Glück« gebrandmarkt sind. Unsere Absicht ist nicht, alle ihre Anstrengungen zu schildern, allen ihren Versuchen nachzugehen. Das hieße Cervantes und Lesage von vorne anfangen. Wir werden es übrigens unternehmen, die auffallendste Episode dieses fruchtbaren Lebens in Szene zu setzen und zu erzählen, durch welche Folge von Zufällen sich die Prophezeiung erfüllen sollte, die der Graf von Plougastel vor einigen Wochen seiner Frau machte: Colomba Du wirst eines Morgens reich aufwachen!

14.

Herr von Plougastel erfährt, dass er in Russland gestorben ist.

»Ein wegen seiner ausgezeichneten Geschäftskennntnis berühmter Spekulant, dessen Ideen schon das Glück mehrerer Kapitalisten gemacht haben, wünscht einen Teilnehmer mit einer Summe von zehntausend Franks. Diese zur Herstellung eines Parfums ganz neuer Art bestimmte Summe würde leicht nach einem Jahre hundert die hundertfünfzigtausend Franks eintragen. Alle gewünschten Garantien werden gegeben. Briefe erbittet man sich franco, poste restante, unter den Buchstaben C. M. P.«

Dies war die Annonce, welche der Graf von Plougastel mit den Erübrigungen von seinem letzten Konzert nicht in die vier oder fünf größten Journale von Paris, sondern in ein bescheidenen Anschlagblatt einrücken ließ. Am Tage nach dieser Annonce und an den darauf folgenden Tagen war er nicht aus den Bureaux der poste restante zu bringen und belästigte die Beamten durch seine wiederholten Anfragen. Er verlangte, daß man in allen Fächern suche, stieß Schreie der Verwunderung aus und klagte schließlich die Administration der Böswilligkeit und Nachlässigkeit an. Zwei Stunden später kam er wieder. Niemand hatte an C. M. P. Geschrieben; kein Kapitalist hatte sich durch den Köder unfehlbaren 150,000 Franks verlocken lassen. Sonderbar, dachte Herr von Plougastel, es gibt keinen Unternehmergeist, keinen Wetteifer mehr in Frankreich! Zu andern Malen; beklagte er dann wieder die Abfassung seiner Annonce und bereute, seine Bescheidenheit verwünschend, daß er die Gewißheit des Gewinns nicht die zur Ziffer einer Million erhoben hatte. Man kann sich wohl denken, daß er es nicht unterlassen hatte, Colomba ein Exemplar der Zeitung mitzubringen. Sie las es eines Vormittags zum zwanzigsten Mal die plötzlich einen Schrei ausstieß.

Der Graf von Plougastel, der sich im Hintergrund des Zimmers damit beschäftigte eine neue Formel für sein zweites Inserat zu finden drehte sich um: »Was ist Dir denn, Colomba?«

»Ach, mein Freund, welcher Zufall!«

»Laß' sehen«, sagte er, aufstehend.

»Lies diese zwei Zeilen da —«
»In den ›Heiratsveröffentlichungen?‹« fragte der Graf.
»Ja.«
»Herr Rénè de Verdières, Advokat, rue de Braque 3, und Mademoiselle Helene Bertholet, passage Barrois.«
»Nun ja, das ist Dein Neffe, es ist unser Neffe!« rief Colomba.
»Ja, so wird sein Name geschrieben«, sagte Magloire leise.
»Welches Glücks Deine dreißigtausend Franks sind wieder gefunden!«
»Welche dreißigtausend Franks?« fragte er erstaunt.
»Wie? verlierst Du Dein Gedächtnis? Dein Anteil am Erbeil Deiner Mutter.«
»Ach, es ist wahr«, antwortete er, sich hinter den Ohren kratzend, ich dachte bereits nicht mehr daran.«
»Du mußt Dich jetzt unmittelbar und sofort zu diesem Neffen begeben und Dein Vermögen von ihm reklamieren.«
»Mein Vermögen? Ja!«
»Es würde uns in den Stand setzen, anständig leben, oder wenigstens geduldig den Erfolg Deiner Unternehmungen abwarten zu können.«
»Fürchtest Du nicht, dieser Mensch möchte mir Chicanen machen und Schwierigkeiten und Ausflüchte zur Hilfe nehmen? Fragte der Graf in einiger Verlegenheit.«
»Ach, Du urteilst falsch; ein Neffe!«
»Ein Neffe, der seinen Onkel niemals gesehen hat!«
»Gleichgültig, er weiß, daß Du existierst; er muß von Dir haben reden hören.«
»Ja, er muß von mir gehört haben. Aber die Familienbande sind heut zu Tage, Dank unsern modernen Philosophen so locker!«
»Sind Deine Papiere in Ordnung?«
»Vollkommen.«
»Was fürchtest Du dann? Wenn er sich weigert, so hänge ihm einen Prozeß an den Hals.«
»O, Colomba! Einen Prozeß dem Sohne meiner Schwester, Du bist barbarisch!«
»Dann arrangiere Dich mit ihm.«

»Das zöge ich vor; ich werde ihn bei dem Parfum des Almés interessieren.«

»Du hast aber keine Zeit zu verlieren; Du siehst, daß er heiraten will.«

»Das ist wahr; und eine weitere Befürchtung von mir ist, daß der kleine Spitzbube eine Mißheirat eingeht. Er heiratet eine Mademoiselle — Mademoiselle Bertholet — der Name riecht nach Pöbel!«

»Wahrscheinlich eine Heirat aus Neigung«, sagte Colomba.

»Ich werde mit ihm darüber sprechen; wenn es noch Zeit ist, werde ich ihn Achtung vor den adeligen Überlieferungen zurückführen. Gib mir meinen Hut.«

»Auf Wiedersehen, Magloire«, sagte Colomba in die Hände klatschend und im Zimmer herumhüpfend.

»Die Post liegt auf meinem Weges ich werde im Vorübergehen nachfragen, ob keine Mitteilung unter C. M. P. da ist.«

In Wahrheit hatte der Graf von Plougastel keine übermäßige Freude, als er die Nachricht von der Existenz des so lang gesuchten Neffen erhielt; er fürchtete nämlich es mit einem jungen Juristen ohne einen roten Heller zu tun zu haben. Was die Chimäre mit den dreißigtausend Franks anbelangt, so haben wir bereits angedeutet, daß sie von ihm nur aus Gefälligkeit für die Schwächen Colombas und um ihre einigen Sorgen für die die Zukunft einzuschläfern in Szene gesetzt wurde. Diese beiden Motive reichten hin, um den Grafen von Plougastel zu verhindern, daß er aufs eine Zusammenkunft mit Rénè de Verdières zu große Hoffnung baute. Nichts desto weniger begab er sich, da er niemals eine Gelegenheit vorübergehen ließ, ohne sie beim Kragen zu fassen, sofort in die rue de Braque in die von dem Journal angegebene Hausnummer. Es war ein großes Hotel mit hohem Tor, auf welches majestätisch ein dröhnender Hammer, ein Kunstwerk aus alter Zeit niederfiel. Überzeugt, daß man ihn auf eine Dachkammer weisen würde, fragte er ehrerbietig den Concierge: Herrn von Verdières?

»Im ersten Stocke«, antwortete man ihm. Der Graf spitzte die Ohren. Er ging durch einen mit großen Platten gepflasterten Hof, in dem Gras keimte, stieg eine fürstliche Treppe hinauf und kam im ersten Stock an. Er läutete mit einem Rest von Ungläubigkeit. Ein Diener mit sanftmütiger Miene empfing ihn schweigend.

»Ist Verdières da?« fragte Herr von Plougastel mit ungezwungenem Ton.

»Sie wünschen, mein Herr?«

»Ich frage, ob Verdières — ob René — ob dieser liebe René endlich in diesem Augenblicke zu Hause ist.«

Mit diesen Worten schob er den Diener zurück und drang mit ihm in das Vorzimmer ein. Der überraschte und verwirrte Diener ließ ihn gewähren.

»Wen soll ich anmeldete?« fragte er leise.

»Melden Sie —«

Der Graf von Plougastel wollte seinen Namen hinwerfen, aber eine Anwandlung von Schlaueit hielt ihn zurück. Es war möglich, daß man ihn bei seinem Neffen verleumdet hatte. Er antwortete: »Melden Sie ein Mitglied des Wohltätigkeitsbureaux vom zwölften Arrondissement an.«

Der Diener machte einige Schritte nach dem Salon zu: plötzlich aber schlug er sich vor die Stirn.

»Wie zerstreut bin ich doch!« rief er.

»Was gibt's?«

»Ich vergaß, daß Herr von Verdières erst vor einem Augenblicke ausgegangen ist.«

»Bah!« sagte Magloire, sich auf einen Divan fallen lassend.

»Ja, mein Herr, aber Sie werden ihn gewiss morgen während des ganzen Vormittags treffen.«

»Sieh, da ist ein schöner Stich von Edelinck; ich hatte lange Zeit dieselbe Gradure in meinem Kabinett.«

Die Kleidung des Grafen von Plougastel hatte zuerst schon das Zutrauen des Bedienten sich nicht erworben; jetzt beunruhigte ihn seine Untersuchungen des ganzen Vorzimmers, seine verzweifelten Manieren, das Ensemble dieses Mannes und vor Allem sein himmelblauer Hut mehr als billig. Er bereute, diesen Besuch eingeführt zu haben. Der Graf von Plougastel schien den von ihm hervorgebrachten Eindruck nicht zu bemerken. Er legte ein Bein über das andere und sagte sich wiegend: »Sagen Sie mir ein wenig, wie lebt dieser vortreffliche Verdières?«

»Der Herr lebt wie alle Leute seinen Standes.«

»Hm!« dachte Magloire, »ich bin von feinen Stande und lebe nicht wie er. Er ist wohl sehr reich?« fuhr er fort.

»Der Herr kennt die Zahl seines Vermögens selber nicht.«

Der Graf von Plougastel spreizte seine Beine wieder auseinander und fing an nachzudenken.

»Wissen Sie, ob Herr von Verdières wirklich einer Familie der Bretagne angehört«, fragte er den Diener.

»Von der Provinz Leon in der Bretagne.«

»Er ist es doch«, sagte der Graf halblaut. »Man verdient also viel Geld bei Rechtsstreiten?«

»Der Herr führt keine Prozesse«, antwortete Joseph.

»Ah, er führt keine Prozesse. Also spekuliert er?«

»Noch weniger. Herr von Verdières hat ein schönes Vermögen, gerade so, wie er einen schönen Namen besitzt.«

Magloire suchte zu begreifen.

»Übrigens, wendete er ein, habe ich die Ehre gehabt, seine Familie zu kennen, sie erfreute sich keinen bedeutenden Besitzums.«

»Aber sein Onkel!« sagte der Bediente mit bedeutsamer Miene.

»Welcher Onkel?«

»Der in Russland gestorben ist.«

»Magloire sprang mit einem Satze auf: In Russland? Ein Onkel? Wie heißt er?«

»Der Graf von Plougastel.«

Magloire fixierte den Sprechenden genau, um sich zu versichern, daß er sich nicht über ihn lustig mache. Der Diener sprach im Ernst.

»Der Graf von Plougastel ist tot?«

»Ja, seit einiger Zeit«, antwortete der Bediente.

»Sie überraschen mich ungeheuer, weil, weil ich viel von diesem Plougastel gehört habe. Es war ein braver Mann.«

O ja, mein Herr; der Czar beehrte ihn mit seiner Protektion, es war einer seiner ältesten Günstling.«

»Wirklich?«

»Man muß aber auch die Ehrfurcht kennen, welche Herr von Verdières für das Andenken seines Onkels hegt; er spricht nie von ihm außer mit Rührung.«

»Es ist gut«, sagte Magloire in der Tasche ein Tuch suchend.

»Es ist aber auch ganz natürlich, fuhr der Bediente fort, denn ihm verdankt er ja seinen Reichtum. Und Sie sollten das nicht missen, Sie, der Sie sich den Freund des Herrn de Verdières genannt haben? Sie wissen also nicht, daß der Herr kürzlich seinen Onkel beerbt hat?«

Diese Enthüllung versenkte Magloire in ein Labyrinth von Vermutungen. Was ihm am klarsten war, war, daß Réné seinem zu rasch erworbenen Vermögen einen falschen Ursprung beigelegt hatte. Der Erfinder des Parfum des Almés schloß daraus, daß sein Neffe seiner würdig sei. Von nun an entwickelte sich seine einen Augenblick lang niedergehaltene Kühnheit mehr, als je. Er schoß dreimal schnaufend und mit dem Absätzen stampfend im Zimmer herum, wie ein Mensch, der nach Luft schnappt.

»Wo ist der Solon?« fragte er.

»Hier, mein Herr«, sagte der eingeschüchterte Bediente.

Magloire drückte auf die krystallne Klinke, stürzte wie eine Wasserhose hinein und schlug die Türe hinter sich zu. Eine solche Handlung war nicht geeignet, den Diener zu beruhigen. Er sprang ihm nach und schrie: »He, mein Herr! mein Herr!«

»Was soll's.«

»Wo gehen Sie denn hin?«

»Parbleu! Sie sehen ja, mein Lieber, daß ich in den Solon gehe. Glauben Sie, daß ich dazu da bin, um in einem Vorzimmer zu bleiben?«

»Aber, mein Herr, ich hatte Ihnen ja gesagt, daß Herr von Verdières ausgegangen ist.«

»Ich werde warten.«

Nach diesen Worten setzte Magloire die im Vorzimmer begonnene Aufnahme des Inventars fort. Die Meubles waren von gediegener Eleganz; die Tür- und Fenstervorhänge hatten jenen dunklen Prunk an sich, der vom wahren Geschmacke im Luxus zeigt.

»Das ist allen vortrefflich«, dachte er. »Ich habe einen Neffen, der mir Ehre macht.«

Joseph stand verblüfft da.

»Mein Herr«, — fing er wieder an.

»Noch einmal, mein Lieber? Sie fangen an, lästig zu werden.«

»Ich habe meine Beschäftigungen, mein Herr, und kann nicht bis in die Nacht da bleiben.«

»Gut, genieren Sie sich nicht, Joseph. Gehen Sie zu Ihrer Arbeit, ich werde allein warten. Haben Sie einstweilen nur die Güte mir einige Erfrischungen servieren zu lassen.«

Joseph riß die Augen weit auf.

»Sie sind wahrscheinlich ein Fremder, mein Herr, und kennen die Gebräuche in Paris noch nicht.«

»Sie sind neugierig. Gehen Sie und erwidern Sie nichts.«

»Ich habe nur den Befehlen meinen Herrn zu gehorchen.«

»Fort Schlingel, oder ich werde Dich davon jagen lassen!« rief der Graf von Plougastel mit erhobener Stimme.

Diese Drohung verwirrte den armen Bedienten vollends und er wußte nicht mehr, was er anfangen sollte, als ein Knarren von Stiefeln sich an der Schwelle den Salons vernehmen ließ. René de Verdières kehrte zurück.

»Was gibt es hier?« fragte er, Joseph seinen Hat übergebend.

»Dieser Herr bestand darauf, trotz meiner Bemerkungen, hier zu bleiben.«

René schaute den Herrn von Plougastel an, ohne ihn zu grüßen. Herr von Plougastel betrachtete René seinerseits mit allen Zeichen der lebhaftesten Aufregung. Er ging um ihn herum, stand neben oder vor ihm, um ihn bald in dreiviertel, bald im ganzen Profil zu beobachten und hob die Hände gegen Himmel.

»Wen habe ich die Ehre, bei mir zu sehen?« fragte René Verdières, über diese Pantomime erstaunt.

»Er fragt noch!« rief Magloire, »ach er, er braucht sich nicht zu nennen, um sich mir zu erkennen zu geben.«

René zog seine Handschuhe aus. Er hielt in dieser Operation nicht inne, als er eine genauere Erklärung erwartete.

»Komm in meine Arme, liebes Kind! Komm an mein Herz!« rief Magloire ungestüm.

René wich vor der Umarmung zurück. Aber während er zurücktrat fragte er sich, wo er diesen Gesicht bereits gesehen, diese Stimme bereits vernommen habe.

»Wie, Du bleibst taub bei der Stimme des Blutes?« sagte Magloire, ihn immer mit den offenen Armen verfolgend.

»Gehen Sie hinaus, Joseph«, sagte der junge Mann ruhig.

Nachdem er diesen Befehl gegeben und sich mit seinem sonderbaren Besuche allein sah, ging gerade auf ihn zu: »Wer sind Sie? was wollen Sie von mir?«

»Betrachte mich wohl«, sagte Magloire, sich in Positur setzend.

Rénè klopfte über dieses Duzen, das zum zweiten male kam, vor Ungeduld mit dem Fuße.

»Zur Sache mein Herr.«

»Erinnert Dich mein Antlitz nicht an geliebte Züge?«

»Es scheint mir in der Tat, daß Sie mir nicht ganz fremd sind —«

»Das will ich meinen!«

»Es ist mir aber unmöglich, Ort und Zeit zu bestimmen, wo ich Sie getroffen habe, Ersparen Sie also mir und Ihnen, längere Präliminarien.«

»Bist Du leicht erregbar?« sagte der Graf von Plougastel.

»Noch immer!« rief Réne ungeduldig.

»Erlaube, ich will Dich nicht in Ohnmacht fallen sehen, starke Erregungen sind sehr zu fürchten und was ich Dir zu sagen habe, erfordert Vorbereitungen.«

»Vorsichtsmaßregeln?«

»Ja, aber Vorbereitungen, wie Du willst.«

Rénè fing an, innerlich beunruhigt zu werden.

»Was immer die Nachricht sein mag, zu deren Überbringer Sie sich gemacht haben, sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie sogleich oder ich überlasse Ihnen den Platz.«

»In diesem Falte wärest Du das Gegenteil Deinen Bedienten«, bemerkte der Graf scherzhaft.

»Zum letzten Male, wer sind Sie?«

»Ich gebe es Dir auf dreimal zu erraten.«

»Oh!«

»Du willst nicht? Gut! gib Obacht — Aber erinnere Dich, daß ich alle Vorsicht angewendet habe. Bist Du bereit?«

Er ging einige Schritte zurück und klatschte in die Hände.
»Eins! zwei! Drei! Ich bin Dein Onkel!«

Die Wirkung war die angekündigte; das heißt Réne fühlte eine Erschütterung und wurde erschrecklich blaß.

»Welcher Onkel?« stammelte er.

»Der Bruder Deiner Mutter, Parbleu! Magloire von Plougastel, der letzte de Plougastel.«

»Sie sind der Graf von Plougastel.«

»Da, durchließ diese Papiere und befeuchte sie mit den Tränen Deiner Zärtlichkeit, denn sie konstatieren meine Identität.« Er reichte ihm eine Rolle alter Fetzen hin, auf welchen sich alle Munizipalitäten des Erbbodens um die Ehre gestritten hatten, ihre Siegel beizudrücken. René de Verdières warf nur einen erloschenen, oberflächlichen Blick darauf.

»Komm, erkenne Deinen Onkel und drücke ihn an Dein Herz!« sagte Magloire.

»Ich glaubte Sie — ich hatte Ursache, Sie in Russland zu glauben.«

»Ich bin mit den Schwalben zurückgekehrt.«

»Man hatte mir jedoch versichert —«

»Daß ich tot sei – bekannt! und Da hast diese Nachricht benützt um mich zu beerben. Ich werde Dir einen Prozeß an den Hals hängen.«

»Lieber Onkel, ich beschwöre Sie!« schrie René entsetzt.

»Ah, endlich spricht das Herz bei Dir, Du bist gerührt, Du wendest den Kopf ab. Überlasse Dich den Wonnen des Wiedersehens.«

René hielt diesmal eine Umarmung ans, die er nicht verhindern konnte.

»Du bist bat lebendige Abbild Deiner Mutter, sagte der Graf. Die arme Frau! sie liebte mich nicht sonderlich, ich werde es Dir später erzählen. Weißt Du, daß Du wie ein Fürst wohnst? Das erinnert mich an meinen Aufenthalt an der Newa. Ah, wir hatten viel Unglück, Colomba und ich. Colomba ist meine Frau, Du wirst sie bewundern. Wir sprachen oft von Dir, indem wir den Himmel betrachteten und Deinen Stern suchten.«

»Wie haben Sie meine Adresse erfahren?« fragte René de Verdières, der nur halb zuhörte.

»Das war wunderbar. Ich suchte soeben nach einer zur Fabrikation meines Parfum des Almés hinlänglich räumlichen Gebäulichkeit. Eine immense Erfindung! Wir werden weiter davon sprechen. Nachdem ich lange gezögert hatte, fixierte sich meine Wahl auf dieses Hotel. Ich war entschlossen, einen Mietvertrag

auf neunundneunzig Jahre zu unterzeichnen, als ich hörte, der erste Stock sei vergeben — an wen? an Herrn René de Verdières. Bei diesem Namen komme ich herauf. Ich stelle Erkundigungen an. Die Aufregung veranlaßt mich, Deinen Bedienten zu überrumpeln. Das Übrige weißt Du.«

»Verhängnis!« murmelte René.

»Gleichviel; als ich die Nachricht erhielt, daß ich gestorben sei, war mir etwas weh zu Mute. Ich habe selbst einige Tränen über meinen zeitlichen Hintritt vergossen«, sagte der Graf.

»Genug des Scherzes; die Sache ist ernsthafter, als Sie meinen.«

»Du hast also ein lebhaftes Interesse daran, daß ich gestorben bin?«

»Ja, Onkel, ich gestehe es.«

»Ah, kostbarer Schlingel!«

»Ich mußte dieses Gerücht verbreiten, um meine Position zu befestigen und meinen Klienten Vertrauen einzuflößen.«

»Sehr wohl. Du hältst Dich an unsere Überlieferungen. Du hast Race.«

»Nun, Sie werden meine Hoffnungen nicht zerstören, nicht mit einem Hauche das so mühsam Errichtete umzuwerfen, mich endlich nicht der Schmach preisgeben wollen?«

»Ach, René, wofür hältst Du mich?« rief Magloire.

Beruhigen Sie mich. Wie lange sind Sie in Paris?«

»Seit achtzehn Monaten.«

»Unter ihrem Namen?«

»Unter meinem Titel und Namen eines Grafen von Plougastel.«

»Zum Teufel!« sagte René leise. »Sind Sie mit vielen Leuten bekannt?«

»Ich bin bekannt bei den Behörden —«

»Ach!«

»Bei der Bank, beim Adel, bei der Geistlichkeit —«

»Ach, großer Gott!«

»Bei der Armee zu Wasser und zu Land. Ich habe Verbindungen mit allen Stufen der Gesellschaft«, sagte Magloire sich in die Brust werfend.

»Das hat noch gefehlt!« rief René.

»Brauchst Du meine Verwendung bei einer der Tagesgrößen? Sprich. Ich habe Zutritt in mehreren Ministerien und bin bei den Gesandtschaften sehr gern gesehen.«

»Ach, Onkel, ich brauche nichts. Mein einziger Wunsch ist nur, daß Sie so unbekannt als möglich bleiben möchten.«

»Braucht es nur das?«

»Mich zu vernichten, haben Sie sich nur unter Ihrem Namen zu zeigen.«

»Du übertreibst die Gefahr. Weiß man etwa, daß außer mir und Dir die Plougastel ausgestorben sind? Statt Graf werde ich Vicomte oder Baron sein, wenn Du willst.«

»Sie fangen an, mich wieder zu beruhigen«, sagte Rénè de Verdières.

»Zweifelst Du an meiner Zuneigung. Geh, wir werden uns vollkommen verständigen unter einer Bedingung.«

»Eine Bedingung, Onkel?«

»Du verstehst mich doch!«

»Nein, ich schwöre es Ihnen.«

»Die Sache ist sehr einfach; da es in Deine Rechnung paßt, will ich mich einverstanden erklären den Toten zu spielen, oder wenigstens für einen Plougastel der jüngeren Linie zu gelten — ein meinem Selbstgeföhle allerdings peinliches Opfer. Da ich aber so an Deinen Unternehmungen Teil nehme, scheint es mir logisch, daß ich auch an Deinem Gewinne Teil nehme.«

»O, wie haben Sie einen Augenblick daran zweifeln können!« rief Rénè.

»So höre die Familienanhänglichkeit scheint mir bei Dir keine stark entwickelte Fähigkeit zu sein. Du hast Dich noch nicht einmal um meine Subsistenz-Mittel bekümmert.«

»Ein erstes Zusammentreffen.«

»Richtig; aber beim zweiten werde ich Dich einladen mich darüber zu befragen. Ja, wenn Dir irgend etwas daran liegt, mich unmittelbar sofort für deine Sache zu gewinnen.«

»Erklären Sie sich, Onkel.«

»Gut, lieber Neffe, Du wirst mir die Gefälligkeit erweisen und mir einige Louisdors auf den Gewinn des laufenden Jahres vorschießen.«

»Nichts leichter als das«, sagte Rénè.

Er ging zu einer Schublade, nahm darin zwei Rollen Gold und händigte sie dem Grafen von Plougastel ein. Der Graf von Plougastel trat drei Schritte zurück und rief mit Feuer:

»Du bist groß! Du bist sublim! Ich betrachte Dich mit Stolz. Meine teure Colomba wird also ein seidenes Kleid und einen roten Shawl bekommen! Wenn Du wüßtest, wie sehr sie verdient, geliebt zu werden, deine Tante! Sie ist viel jünger als ich. Ich werde Dir die Geschichte unserer Liebe, unserer Schicksale, unserer Reisen erzählen. Du wirst Dich dafür interessieren, nicht war?«

»Doch à propos, welches Appartement bestimmst Du für mich?«

»Ein Zimmer? Hier?«

»Du wirst doch nicht getrennt von uns wohnen wollen, hoffe ich; das wäre ja gemütlos. Deine Tante vor Allem würde es Dir nie verzeihen.«

»Ich bin beschränkt in meiner Wohnung«, sagte Rénè, den bereits die Vorstellung von dieser Invasion entsetzte.

»Wir begnügen uns mit dem zweiten Stock. Du weißt, daß ich seit einiger schon dieses Hotel wünsche. Kann ich auch meine Laune im Ganzen nicht befriedigen, werde ich wenigstens einen Teil davon realisieren.«

»Unmöglich!«

»Unmöglich? Kein französisches Wort! sagte der Graf von Plougastel. Wie dem auch sein mag, unsere Absicht ist nicht, Dir lästig zu fallen. Wir werden auf dieß Projekt zurückkommen. Unterdessen lädst Du uns heute zum Diner ein, Deine Tante und mich, nicht wahr?«

»Heute? ich —«

»Wir nehmen Deine Einladung an. Rechne bestimmt auf uns bis sechs Uhr. Ich bin die personifizierte Genauigkeit.«

»Aber ein Garçon hat keine Haushaltung für sich. In der Regel speise ich auswärts«, sagte Rénè de Verdières mit einem letzten Aufwand von Widerstandskraft.

»Du kannst Dir ja von Chevet etwas kommen lassen; er ist die Vorsehung der Junggesellen. Willst Du, daß ich es im Vorübergehen bestelle?«

»Thun Sie, wie Sie wollen.«

»Du wirst es nicht bereuen«, sagte der Graf. »Ich habe ein ›russisches Kochbuch‹ zum gebrauch der feinsten Restaurants von St. Petersburg geschrieben, das mir auf dem gastronomischen Parnaß eine ziemlich hohe Stellung verschafft hat.«

»Also auf sechs Uhr.«

»Auf sechs Uhr«, antwortete Rénè überwunden.

»Was mir noch einfällt!«

»Wie lieber Onkel?«

»Du beauftragst mich nicht mit irgend einem Geschenke an Deine Tante?«

»Ein Geschenk!«

»Ja, einige kleinere Bijoux, so Kindereien, die man in ein Kästchen legt. Sie liebt die Diamanten sehr, Tante Colomba.«

»Ich habe keine Frauentzimmer-Juwelen im Hause«, sagte Rénè.

»Das tut nichts; gib mir die Summe, die Du für einen solchen Ankauf opfern wolltest und ich übernehme Alles.«

»Da ist eine Banknote von fünfhundert Franks.«

»Gut. Ich werde ihr ankündigen, daß Du ihr die Diamanten später gibst. Wir werden uns pompös kleiden; Du wirst mit uns zufrieden sein.«

Rénè de Verdières warf ihm einen Blick zu, in dem alle seine Qualen inbegriffen waren.

»Seien Sie Klug, nicht wahr?«

»Kind! sagte der Graf, Du sprichst mit einem Diplomaten de première force.«

»Und meine Tante?«

»Deine Tante ist von mir dressiert worden; jetzt weißt Du Alles. Auf baldiges Wiedersehen lieber Neveu!«

Der Gras v. Plougastel drückte die teilnahmslose Hand Rénè de Verdières, nahm sehr herablassend seinen blauen Hut und warf einen vernichtenden Blick auf den armen Kammerdiener, der ihn empfangen hatte, und ihn sehr zitternd bis hinab begleitete.

15.

Drei Couverts.

Während Rénè allein mit starren Augen in seinem Lehnstuhle sitzend über die grausamen Spiele den Zufalls nachdachte, erwartete Colomba, sich zum Fenster in ihrem Hotel Garni hinausbeugend, ungeduldig die Rückkehr ihres Gatten. Plötzlich ertönte eine Donnerstimme hinter ihr.

»Colomba, hegst Du vielleicht das verhängnisvolle Projekt, Dich zum Kreuzstock hinauszustürzen? Der Moment wäre schlecht gewählt, meine Liebe.«

Colomba drehte sich um und glaubte einen Schwindelanfall zu bekommen. Vor ihr stand in Mitte den Zimmers Magloire in prächtige Kleider gehüllt, sie durch ein goldenes Lorgnon betrachtend. Als er die rue do Braque verlassen hatte, beeilte er sich seine Garderobe in einigen Läden des Palais-Royal zu erneuern.

»Du bist's schrie Colomba.«

»Ich genieße Deine Überraschung, sieh mich nur recht an.«

»Wie bist Du denn hereingekommen? Ich war am Fenster, und habe Dich nicht kommen sehen.«

»Du willst sagen aussteigen. Ich steige nun einem Coupé, meine Liebe.«

»Er hat Dir also Deine dreißigtausend Franks bezahlt?«

»Noch bessert Unser Neveu ist steinreich; er ist ein Advokat mit den glänzendsten Aussichten. Er besitzt ein herrliches Organ und eine unwiderstehliche Beredsamkeit. Unser Neveu ist kein Neveu, es ist eine Goldmine. Er wird uns so viel Renten aussetzen, als wir wollen. Einstweilen hat er mir fünfhundert Franks für Dich als Nadelgeld mitgegeben. Bereite Dich vor, einige Kleider zu probieren, die man Dir auf meinen Befehl sogleich bringen wird.«

»Wie, Du willst, daß ich ganz fertige Kleider kaufen soll?«

»Für heute ist das unumgänglich. Wir sind alle beide zu Herrn von Verdières auf ein Diner eingeladen.«

»Und Du sagtest mir das nicht früher?«

»Ich mußte in der Reihenfolge verfahren.«

»Ich verliert den Verstand ein Diner — ein Neveu — 500 Franks für mich!«

»Ohne das Draufgeld zu rechnen«, setzte Magloire hinzu, indem er eine der ihm von Rénè de Verdières geschenkten Goldrollen bersten ließ.

»Himmlische Güte!« rief sie, »ein Vermögen! Louisdors! ist das möglich! wir werden also endlich bezahlen können, was wir schuldig sind!«

Diese Worte machten Magloire de Plougastel blitzschnell emporschnellen.

»Was sagst Du?« rief er.

»Ich sage: mir werden bezahlen.«

»Colomba, ich erkenne Dich wirklich nicht mehr. Wenn man Dich hört, könnte man glauben, Du seist von schlechter Erziehung. Bezahlen! Bezahlen! was soll das heißen! Es gibt gewisse Zeitwörter, die ich Dir verboten habe, zu konjugieren. Du bildest Dir ein, mir müßten, weil mir einige Taler in unserem Schubsack haben, uns sofort damit amüsieren, daß wir unsere Gläubiger versilbern, wie Tagedieb, wie arme Schlucker! Das ist undankbar. Du scheinst mir über die gegenwärtige Gesellschaft die verschrobensten Ideen von der Welt zu haben.«

»Ich liebe die Schulden nicht, Magloire.«

»Du liebst die Schulden nicht? wiederholte er mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens. Was liebst Du denn? Die Schulden sind die Blüte der Zivilisation. Mit baren tausend Franks habe ich zehntausend Franks Kredit. Ich werde mein Parfum des Almés im großen ausbeuten.«

»Noch immer Dein Parfum des Almés!« seufzte Colomba.

»Aber Madame, stellen Sie sich denn vor, daß man auf zehn Jahre Arbeit und Studien wegen einer einfachen Weiberlaune verzichtet? Ich sage Ihnen voraus, daß diesen Elixier in wenigen Jahren in allen aristokratischen Boudoirs und sogar in einfachen bürgerlichen Wohnungen regieren wird.«

Dieses Zwiegespräch wurde durch die Ankunft der Näherinnen und Modistinnen unterbrochen, die Colomba in größter Eile möglichst auffallend kleideten. Und dann ging's im Wagen zu Rénè. Die übertriebene Toilette kontrastierte so energisch mit der bescheidenen Auffallenheit, mit der sich Magloire am Morgen präsentiert hatte, daß es dem alten Domestiken in alle Glieder

fuhr. Er stieß einen Seufzer aus und führte sie bei seinem Herrn ein. Dieser saß in seinem Kabinett und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Er erhob sich bei dem Geräusche das die Türe beim Öffnen machte.

»Colomba, das ist René! René, hier ist Colomba!« sagte der Graf von Plougastel. Colomba fiel ihrem Neffen um den Hals, während Magloire dessen Hand in der seinigen krachen ließ.

»Ach, das ist sonderbar!« rief Colomba.

»Was denn?« fragte Magloire.

»Ich habe unsern Neffen schon irgendwo gesehen.«

»Das habe ich mir auch schon gesagt. Aber wo hast Du ihn gesehen?

Colomba zögerte. René versuchte zu lächeln; er nahm das Wort: Nun, wo glauben Sie mich gesehen zu haben, Tante?«

»Es ist dasselbe Gesicht, dieselbe Stimme, sagte sie leise. Und doch ist es unmöglich.«

»Unmöglich, wie?« fragte Magloire.

Colomba beugte sich zu ihrem Manne und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Er seinerseits betrachte René noch aufmerksamer.

»Du hast Recht«, sagte er.

Müde, sich so beschauen zu lassen, machte René eine Anstrengung und schlug vor, in den Speisesaal zu gehen. Aber der Graf von Plougastel hielt ihn am Arm zurück.

»Einen Augenblick, mein lieber Neffe. Bist Du nicht neugierig, zu erfahren, was Deine Tante mir ins Ohr gesagt hat?«

»Ich höre«, sagte er erbebend.

»Es gleicht einer Torheit, aber Du weißt, wie ich, dass die Unvorsichtigkeit manchmal eins der Charaktere der Wahrheit ist.«

»Nun Onkel?«

»Colomba, die ein Gendarmenauge hat, behauptet, daß Du vor einem Monat ein Maurer warst.«

»Ein Maurer!« stammelte René.

»Oder Demolisseur, wenn Du lieber willst.«

»Welch' schlechter Spaß!

Das habe ich mir anfangs auch gesagt: Welch schlechter Spaß! Dann habe ich mir aber gedacht, Du habest Dich ohne Zweifel von Deinen gerichtlichen Beschäftigungen erholen wollen. In diesem Falle ist nichts einfacher. Es gibt Zerstreungen jeder

möglichen Art. Ich, der ich so zu Dir sage, ich selbst singe manchmal unwillkürlich ganz laut auf der Straße, als ob ich allein in meinem Zimmer wäre, glaubst Du das? Du aber lieber René wirst es für originell gehalten haben, zu den Demolitionen von Paris beizutragen und mit Deiner Hacke zum Niederreißen der letzten Überreste einer wurmstichigen Zivilisation mitzuwirken. Wir tadeln Dich ja nicht, gebe wohl Acht. Du hast Einbildungskraft.«

»Genug den Spöttelns«, sagte René.

»Du nimmst das für Spott? Aber ich und Colomba, wir sprechen im Ernst.«

»Wir erkennen Dich alle beide.«

»Ja, ja«, sagte Colomba mit einem Kopfnicken.

»Du hast uns zu unserem Vergnügungsbelvedere hinausgeworfen, den wir für schöne Jahreszeit gemietet hatten.«

»Wo?« fragte René.

»Nicht weit von den Tuileries.«

»In der rue de Musée«, fügte Colomba hinzu.

René litt und wand sich wie ein Skorpion, den ein Kreis von glühenden Kohlen umgibt.

»Sie haben sich durch eine Ähnlichkeit täuschen lassen«, sagte er.

»Das machst Du anderen weiß! rief Magloire. Der Typus der Plougastel läuft nicht so oft auf den Straßen herum. Der Demolisseur von gestern und der Hausbesitzer von heute sind eine und dieselbe Person, und diese Person bist Du, mein kleiner.«

Er ließ seine Zunge gegen seinen Gaumen schnalzen.

»Ich versichert Sie. —«

»Matt verlangt keine Motive von Dir, man ist diskret. Wenn aber an einem oder dein anderen Tag Dein Herz einmal ein Bedürfnis hat, sich auszuschütten, so erinnere Dich, daß Du einen Onkel besitzt, der mit dem Schatze der Nachsicht, die genaueste Kenntnis aller Gesetzesparagrafen vereinigt.«

»O ja! Ja!« Setzte Colomba harmlos bei.

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte René erschrocken.

»Ich will sagen, daß auch ich ein wenig Advokat bin, obwohl ich nicht auf der schwarzen Tafel figuriere, und daß wir, wenn es Dir beliebt, mit einander das Kapital vom Eigentum, vom Standpunkte

seiner zufälligen Wechselbeziehungen mit den Bedürfnissen einen Anderen aus betrachtet studieren können.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Nein, Du wirst aber blaß.«

»Ach, Magloire, laß das doch, beeilte sich die Gräfin ihn zu unterbrechen. Du bist ein Störenfried; unser Neffe ist ja doch frei, seine Geheimnisse zu haben. Warten wir seine Mitteilungen ab, bis er uns einmal näher kennt.«

»Das laß ich mir gefallen«, sagte der Graf von Plougastel und Du wirst sehen, René, von welchem Vorteil Dir unsere Ratschläge sein werden. Wenn Du einen leichtsinnigen Streich gemacht hast — ach Gott, wer hat nicht so seine kleinen Sünden auf dem Gewissen — so werden wir ihn entschuldigen. Ist es ein — Vergehen, so werden wir es mit Dir beklagen und es durch wohlthätige Stiftungen so gut es geht wieder auszugleichen trachten.«

»Sie geben zu weit, Onkel!« schrie René halb zornig, halb entsetzt.

»Bah, sind wir nicht unter uns?«

»Magloire, ich kenne Dich nicht mehr, bemerkte Colomba. Du läßt das Diner kalt werden; wenn unser lieber Neffe uns etwas anzuvertrauen hat, wird er es beim Dessert tun.«

»Du sprichst wie der achte Weise Griechenlands; verschieben wir Geschäftssachen bis auf die Süßigkeiten; biete Deiner Tante den Arm, René.«

Der glänzend erleuchtete Speisesaal nahm die Gäste auf.

Wir haben bereits gesagt, daß sich der Graf von Plougastel der Herstellung des Mahles unterzogen hatte. Wie alle Leute, die sich an einer Vergangenheit voll Hunger zu rächen haben, hatte der Graf von Plougastel alles haufenweise herbeigeschafft. Ein unsägliches Lächeln öffnete zur Hälfte den Mund Colomba's beim Anblick dieser Tafel, welche schimmerte wie ein Kaleidoskop und ein der Naturgeschichte errichtetes Monument zu sein schien. Der Glanz der Tafelaufsätze, die Form der Flacons preßten ihr Ausrufe der Bewunderung ab, welche Magloire vergebens zu unterdrücken trachtete. René sah nichts, hörte nichts. Die Sitzung ist eröffnet, sagte der Graf von Plougastel, indem er einem aufmerksamen Bedienten ein vornehmes Zeichen gab. Nach

einigen Schlucken Suppe fiel ihm ein, René de Verdières zu betrachten.

»O, René was bedeutet das? Du bist düster, wie eine Höhle ohne Räuber«, fing Magloire wieder an.

»Sie finden?« sagte René leise. Entschuldigen Sie mich, Onkel, ich habe in der Tat keinen großen Hunger.«

»Keinen großen Hunger! ich habe auch keinen großen Hunger, ich, ich habe einfach Hunger. Wenn man nur mit großem Hunger dinierte, wäre es sehr traurig. Ich will hoffen, daß Du wenigstens Durst hast und trinken wirst.«

Der erste Gang wurde vortrefflich expediert; er ist das, was man die Feuerprobe eines Gelages nennt, ein lebhafter, fast stummer Angriff, frische Waffen, unerschrockenes Auge, kühne Bewegung. Der Graf von Plougastel zeichnete sich in diesem ersten Handgemenge durch Wundertaten von Kraft aus. In dem Augenblicke, wo er einen Wein versuchte, den er im Glase herumschwengte, um seine Aroma zu entwickeln, blieb sein Auge auf René haften.

»Parbleu!« rief er plötzlich, »wie vergeblich bin ich!«

»Was wandelt Dich an?« fragte ihn Colomba, die in diesem Augenblick, wie aus Zerstreung auf eine Platte Tauben en timbales »zurückkam.«

»Ich weiß den Grund der Melancholie unseres Neffen!«

»Wirklich?« fragte sie.

»Er ist verliebt.«

»Ja, das ist es!« rief Colomba.

»Er ist verliebt«, wiederholte Magloire, »ich hatte die Mitteilung den Journals vergessen.«

»Welche Mitteilung?« fragte René.

»Die Veröffentlichung der Verständigung Deiner Heirat. Wir haben es gelesen«, sagte Magloire, seiner Frau einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend; »Du heiratest ein Fräulein — ein Fräulein —«

»Claire Bertholet?«

»Bertholet oder de Bertholet?«

»Bertholet kurzweg«, Onkel.

»Hm! das riecht nach Mesalliance!« Sagte leise der Graf von Plougastel.

Rénè betrachtete ihn unruhig.

»Die Bretagne wird darüber wüten«, fuhr der Graf fort. Die gegenwärtige Zeit ist dein alten Adel verhängnisvoll, die Geldsäcke haben die Wappenschilde erdrückt. Ich weiß wohl, was Du mir antworten wirst, mein Goldjunge! daß Du vor Allem ein Mann Deiner Epoche bist, daß die Ideen vorgeschritten sind, und daß die ehrwürdigsten Pergamente nicht so viel wert sind, als die Papierfetzen der Bank. Du hast Dein Jahrhundert begriffen; ich habe den Mut nicht, Dir das übel zu nehmen. Diesen Fräulein — Bertholet ist ohne Zweifel die Tochter eines unserer modernen Generalpächter?«

Rénè antwortete barsch: »Nein, Onkel! Sie ist eine Waise und arm.«

Der Graf ließ die Gabel fallen, die auf dem Wege zu seinem Munde war. »Machst Du Dich über uns lustig? rief er. Wie! Eine Mesalliance umsonst! Eine Heirat mit einem Mädchen ohne Geburt und ohne Mitgift!«

»Ohne Geburt und ohne Mitgift, so ist es!«

»O, ich bin gerade zur rechten Zeit gekommen, um diese Torheit zu verhindern.«

Rénè schüttelte den Kopf auf eine Weise, welche die Unerschütterlichkeit seines Entschlusses ankündigte.

»Mißkennst Du etwa gar die Autorität eines Onkels?«

»Vollkommen«, sagte Réne.

Der Graf trank hinter einander mehrmals rasch einige Züge. Hierauf setzte er sein Glas auf den Tisch: »Ganz mein Ebenbild!«

Er hatte eingesehen, daß er sich zu weit vorgewagt hatte. Er brach geistreich ab. Colomba aber, deren Empfindsamkeit durch einen solchen Gegenstand angeregt war, nahm jetzt ihrerseits an der Konversation Anteil.«

»Ist sie hübsch?« fragte sie schüchtern.

»Liebe Tante«, sagte Réne, »ich will Ihnen antworten wie alle verliebten Leute; ich glaube nicht, daß es ein reizenderes Weib gibt.«

»Geh, geh, Du bist ein Schwärmer«, sagte Magloire; das mißfällt mir nicht, Du hast Feuer. Wir werden morgen wieder von Deiner Heimat sprechen, oder an einem andern Tage. Die gegenwärtige Stunde gehört dem Gott des Schmerzes.«

Magloire und Colomba schwelgten im Genusse; der Champagner machte den Grafen v. Plougastel noch exzentrischer als er sonst war; er schrie, sang, tanzte und lachte. Und seine arme Frau, die so lange alles entbehren mußte, gab sich ebenfalls in fast bedenklicher Weise den Tafelfreuden hin. Selbst René kam aus seiner Verstimmung heraus; das Gebaren seiner Verwandten zwang ihn zum Lächeln.

»Colomba«, sagte der Graf, gegen den Schluß der Tafel, ein noch von Madeira, der Chambertin gefolgt war, triefendes Biskuit schlüpfend, Colomba, Du kannst, Du mußt unseren Neveu duzten; ich ermächtige Dich dazu im Namen aller Überlieferungen unserer Familie.«

»O! nein!« Sagte sie leise.

»Warum denn nicht, liebe Tante?« sagte René.

»Das ist ja äußerst vornehm«, nahm der Graf von Plougastel wieder das Wort. »Ich habe einen Schauspieler gekannt, der mich duzte, ohne mich jemals gesehen zu haben. — Höre, wie leicht sich's macht, wenn ich zu unsern lieben René Du sage — René schenke mir ein — René — Nein, Bordeaux jetzt!«

»Das werde ich nie wagen«, sagte Colomba, »was ich ihm aber verspreche, ist, daß ich seine Frau von Herzen lieben will — wenn er geheiratet hat.«

»Ich danke Ihnen, Tante«, sagte René, ihre Hand dankbar ergreifend.

»Ja, Dein Glück wird das unsrige sein — unser Glück das Deinige!« rief Magloire, das macht zwei Glückseligkeiten — nein, vier Glückseligkeiten. Im Grund hast Du recht, diejenige zu heiraten, die Dir gefällt; warum solltest Du nicht Deiner Neigung folgen? Die Sprache des Herzens, die gehe doch Allem vor. — Was liegt an Vermögen? Du wirst uns übrigens so viel geben, als wir wollen. — Und was den Rang anbetrifft! Ach, lieber Gott, lassen wir darüber unsere Ahnen in ihren alten Rahmen jammern. Ich habe ja auch Colomba geheiratet, ich, Dein Onkel!«

»Wie so?« fragte René.

»Parbleu! wir sind ja unter uns, ich kann es Dir sagen — Du hältst sie wahrscheinlich für die Tochter einen Bojaren?«

»Nun?«

»Schenke mir ein!« sagte der Graf von Plougastel, plötzlich den Ton ändernd; Chablis — mit einer Pastetenkruste.«

»Hier, Onkel, fahren Sie fort.«

»Fortfahren, in was?«

»In dem, was Sie soeben über meine Tante sagten.«

»Aha, ich besinne mich, sagte der Graf, sich auf die Zunge beißend. Siehst Du, Neffe, man wird niemals Russland ganz zivilisieren können, wenn man sein Territorium nicht mit einem ausgedehnten Eisenbahnnetz bedeckt.«

»Aber«, — warf René überrascht ein.

»Und dann noch!«

Colomba wagte es, eine Frage in den Spalt der Konversation sachte einzuschieben. »Von welcher Farbe ist Mademoiselle Bertholet!« fragte sie René.

»Sie ist blond, wie Sie, Tante.«

»Ah, desto besser, mir scheint, ich werde sie um so mehr lieben.«

»Hat Fräulein Bertholet eine Schwester?« fragte Colomba wieder.

»Nein«, antwortete René.

»Dann werde ich ihr mehr als Tante, ich werde ihr Schwester sein — wenn Sie es erlauben.«

»Liebe Tante«, sagte René, »ich kenne Sie erst seit zwei oder drei Stunden und jeden Ihrer Worte vermehrt meine Hochachtung und meine Sympathie für Sie.«

»Sie hat aber eine Mutter, nicht wahr?«

»Die hat sie frühzeitig verloren.«

»Ihr Vater lebt wenigstens noch?«

»Sie ist seit einiger Zeit Waise«, antwortete René mit einiger Anstrengung.

»Waise, o, das arme Kind! Hörst Du Magloire? Die ist eine Waise!«

Magloire hob die Augen gegen Himmel. Hierauf sagte er salbungsvoll: »Wir werden ihr Alles sein!«

»René, Sie fallen ja wieder in Ihre schwarzen Gedanken zurück. Wenn man von Ihrer Zukünftigen mit Ihnen spricht, sollte man fast glauben, dieser Gegenstand mißfiele Ihnen«, sagte Colomba leise.

Magloire kam der Antwort René's zuvor.

»Das ist Delikatesse, nichts anderes. Als man mir früher von Dir erzählte, Colomba, zuckte ich, wie eine Sensitive.«

»Du bist so rot, Magloire.«

»Das kommt davon her, daß ich so aufgeregt bin. Ich horche immer und vergesse darüber das Trinken.«

Er goß roten Wein in sein Glas, welchen weißen Wein enthielt. Nach dieser schönen Tat wendete er sich an Rénè und sagte ihm in einem Tone, der von tiefer Reue zeugte: »Ich hatte gehofft, Deinem Diner mehr Ehre antun zu können, lieber Neffe — ich weiß nicht welchem Umstände ich die Indolenz meines Magens zuschreiben soll. Sonst schütte ich drei Boteillen Champagner in einen Tschako, das war für mich ein Schluck. Ich begreife gar nicht — meine heutige Nüchternheit hat Dich vielleicht beleidigt — Du schämst Dich, einen Onkel von so geringem Tonnengehalt zu besitzen — ich bin selbst darüber ganz verdutzt — entschuldige mich, Rénè!«

»Sie haben sich wegen nichts zu entschuldigen.«

»Du glaubst ohne Zweifel, ich hätte gefrühstückt ehe ich hierher kam?«

»Nein!«

»Daß ich Dich in Verlegenheit habe setzen wollen.«

»Beruhigen Sie sich.«

Aber Magloire wollte sich nicht beruhigen: »Dich beleidigen! — ich, Dein Onkel!« — wie hast Du nur einen Augenblick, eine Minute, eine Sekunde lang so etwas glauben können! Ich, der ich Alles für Dich hingeben würde — Alles, was ich habe — Rénè, mein lieber Rénè, entgehe einem so verhängnisvollen Irrtum!«

»Von ganzem Herzen«, entgegnete Rénè der die Ansteckung der Trunkenheit verspürte.«

»Ich bitte Dich darum!«

»Ja Onkel.«

»Sage mir, daß Du mir nicht böse bist — Du hast ein gutes Herz, wie kannst Du mir böse werden!«

»Und warum sollte ich es denn werden?«

»Wiederhole diese edlen Worte — ach, wiederhole sie — denn sie kommen vom Grund deiner Seele, ich weiß es gewiss — aus der edlen Seele, deren Echo sie sind. Rénè!«

»Onkel?«

»Gib mir Deine Hand«, sagte der Graf von Plougastel aufstehend. René reichte ihm über den Tisch die Hand. Und Du auch, Colomba gib mir Deine Hand — bilden wir ein Tableau! Schwören wir feierlich, immer vereinigt zu bleiben. — Wo konnten wir uns besser befinden, als bei dem Sohne meiner Schwester? — O meine Freunde, meine teuren Freunde! Welche zauberhafte Fernsicht entrollt sich meinen Blicken! Ist das niedrigste Dach einer Hütte so viel wert, als diesen kostbare Getäfel? — Nein, und abermals nein! — Ich kann nicht weiter, die Aufregung erstickt mich.«

Während der Graf von Plougastel plump auf seinen Stuhl zurück fiel, zerbrach er ein Glas.

»O«, rief Colomba, »das bedeutet Unglück.«

»Bah, das macht ein Dutzend unvollständig, das ist Alles«, sagte Magloire. Er fügte hinzu: René wird uns die übrigen elf lassen.«

Diese Familienszene wurde durch das Hereinkommen Joseph's unterbrochen. Joseph brachte auf einem Teller einen Brief.

»Der Brief ist für Sie, Herr«, sagte der Diener, »man hat gesagt, der Brief sei sehr dringend, man müsse Ihnen denselben sogleich übergeben.«

»Wer hat das gesagt?«

»Die Person, die ihn gebracht hat.«

René nahm den Brief.

»Sie erlauben doch, Tante — und Sie, Onkel?«

»Ach was!« rief Magloire. Soll ich Dir ihn vorlesen?«

»Ich danke Ihnen.«

Joseph betrachtete jetzt während des Lesens seinen Herrn, dessen Befehl er erwartete. Er erschrak über die Umwandlung seiner Physiognomie. Das Papier wand sich zwischen den zitternden Fingern René de Verdières. Er las entsetzt.

»Was fehlt Ihnen, Heer?« fragte Joseph beunruhigt.

René antwortete nichts.

Ohne Zweifel ein anonymer Brief flüsterte der Graf von Plougastel; die Waffe eines Feigen, eines Verleumders.«

»Ja — ein anonymer Brief«, stammelte René.«

»Wenn Du mir ihn zeigtest, würde ich vielleicht die Schrift erkennen.«

»O, das hilft nichts!« sagte Rénè, ihn in seine Brusttasche pressend. Mit finsternen Lächeln setzte er hinzu: Ich habe ja nicht anders erwartet, als ihn früher oder später zu erhalten. Es war ein Verhängnis.«

»Dieser junge Mann ist sonderbar düster«, dachte Magloire. »Wie soll ich es anfangen, um diesen Brief zu lesen zu bekommen? Ich habe die Idee, daß er mich über meine Pflichten als Onkel aufklären könnte. —«

Der Rest des Gelages verspürte diese Episode. Umsonst sprudelten und wallten die aufregenden Düfte des Kaffees aus den winzigen japanischen Tassen, umsonst enthüllte der Liqueurteller seine Zauber. Nichts konnte die entschwundene Heiterkeit wieder herstellen. Die Stimmung Rénès war eine andere; sein Gesicht war wieder ernst und traurig geworden. Selbst der Graf von Plougastel, soeben noch so lärmend, brachte zu den letzten Details des Service nur mehr eine zerstreute Aufmerksamkeit mit. Durch den Rauch einer Zigarre hindurch, auf der er zum Schein herumbiß, beobachtete er mit den Augenwinkeln seinen Neffen. Nach einer viertelstündigen Selbstbeziehung gab dieser Joseph ein Zeichen und erhob sich.

»Lieber Onkel«, sagte er. »Sie erlauben mir hoffentlich, daß ich mich zurückziehe. Dieser Brief hat einen peinlichen Eindruck auf mich hervorgebracht, den ich augenblicklich nicht zu verscheuchen vermag und unter dessen Herrschaft Sie an mir nur mehr einen schlechten Gesellschafter finden würden. Entschuldigen Sie mich also, ich bitte. Joseph wird bei Ihnen bleiben und wenn Sie es wünschen, nach einem Wagen sehen.«

»Diabele! das ist nicht was ich will«, sagte Magloire zu sich selbst.

»Bedürfen Sie vielleicht unserer Pflege?« beeilte sich Colomba zu fragen.

»Nein, liebe Tante, ich danke Ihnen.«

»Rénè, wir können Dich nicht in dem Zustand verlassen, in dem wir Dich sehen«, sagte Magloire. Es steht Dir frei, nun Dein Vertrauen zu verweigern. Für uns aber ist es Pflicht, Dich mit unserer Sorgfalt zu umgeben. Ich will diese Pflicht nicht verletzen. Wachen wir über ihn, Colomba!«

»Ich weiß Ihnen vielen Dank für ihre Bemühungen, aber es ist kein Grund vorhanden, daß Sie sich derangieren.«

»Doch! Doch! wir verlassen Dich nicht. Ich will Dich ich Dein Zimmer begleiten, mich neben Deinem Kissen niederlassen. Meine Schwester hat Dich mir anvertraut, ich muß ihr für diesen Schatz Rechenschaft ablegen. Komm, lieber Neffe! Colomba. wird Dir Tee bereiten.«

»Noch einmal, lieber Onkel«, sagte Rénè entschieden, »ich will nichts, ich brauche nichts. Sie würden mich nicht verbinden, wenn Sie mir folgten. Ich muß nur Ruhe und — Einsamkeit genießen.«

»Der Ton, indem diese Worte gesprochen wurde, ließ keine Entgegnung zu. Magloire blieb stehen und zögerte eine Minute lang. Dann beugte er sich zum Ohre seiner Frau: Werde unwohl! sagte er zu ihr.«

»Du hast es leider erraten«, flüsterte sie schwach; »ich fühle mich in der Tat nicht wohl, gar nicht wohl.«

»Nun, so sag es laut.«

»Ich soll es sagen?« wiederholte sie erstaunt.

»Ja — schütze ein Übelwerden, eine Ohnmacht alles, was Du willst vor — wie auf dem Theater — ich brauche es — Also!«

»Ah!« schrie sie.

Er hatte sie gezwickt. Rénè, der hinausging, drehte sich um.

»Großer Gott! schrie der Graf von Plougastel, meine Frau ist ohnmächtig geworden.«

»Ist das möglich!« sagte Rénè.

»Sie schließt die Augen! Ihre Lippen werden bleich — Colomba! Colomba!«

Colomba aber, die ihre Lektion kannte, hütete sich wohl zu antworten.

»Bringen Sie die Salze, die in meinem Zimmer stehen, Joseph«, sagte Rénè.

»Ja, bringen Sie alles!« sagte Magloire der sich abzappelte wie ein Epileptischer.

Er näherte sich Colomba und schlug ihr in die Hände.

»Ach!« schrie sie.

»Sie kommt zu sich«, sagte Rénè.

»Nein! nein!« entgegnete Magloire.

»Sie ist aber weniger bleich — sehen Sie.«

»Das tut nichts.«

»Befinden Sie sich ein wenig besser, Tante?« fragte Rénè ohne die sonderbaren Gesten des Grafen zu beachten.

»Sie wird nicht antworten — Du verlierst nur Deine Zeit mit Fragen — Sie hat für die ganze Nacht genug. —«

»Die ganze Nacht?«

Joseph erschien mit einigen Flacons in den Händen.

»Sehen Sie! sagte Magloire«, sie ihm abnehmend. Über Colomba gebeugt, ließ er sie an der Essenz riechen.

»Ist das nicht Dein Parfüm des des Almés?« fragte sie halblaut.

»So schweig doch!«

»Es ist derselbe Odeur —«

»Glaubst Du?« sagte Magloire, den Flacon an die Nase hebend.

»Es ist wahr — sollte man mir meine Erfindung bereits gestohlen haben.«

»Nun?« sagte Rénè, der diese Szene bang verfolgte.

»Immer noch sehr schwach« — antwortete Magloire.

»Dann ist ein Arzt unumgänglich — ich will einen holen lassen.«

»Laß Dir das nicht entfallen, Neveu«, sagte Magloire, die Flacons in seine Tasche steckend. »Die Tante kann keinen anderen Arzt vertragen als mich. Die Sache kommt von einem jähen Schrecken, der in sie fuhr, als sie mich auf der Straße von Tobolsk in meinem Schlitten von vierundvierzig Wölfen angepackt erblickte.«

»Es muß doch aber irgend etwas getan werden.«

»Befehl Deinem Bedienten ihr in diesem Zimmer oder in einem anderen ein Bett aufzuschlagen.«

»Sie haben Recht«, sagte Rénè, sich an Joseph wendend.

»Ein Bett?« wiederholte mechanisch der Bediente.

»Ja, ein Bett«, sagte Magloire, »ein Bett für die Gräfin, und ein anderes für mich — machen zwei Betten — begreifen Sie nicht?«

Joseph seufzte und ging hinaus. Einige Minuten später zog sich Rénè in sein Zimmer zurück. Beim Lichte eines Kandelabers, der auf einem Gueridon stand, las er den Brief, den er erhalten, nochmals. Folgendes ist der Wortlaut desselben:

»Sie haben sich mit der Ankündigung Ihrer Heirat zu sehr beeilt. Diese Heirat ist unmöglich, Sie müssen es ja wissen. Der Tod des Maurers Bertholet hat zwei Zeugen gehabt Sie und mich. Wenn

Ihnen daran liegt, dass ich meine Rolle als Zeuge gegen die eines Anklägers vertausche, so kommen Sie morgen zu dem Stelldichein das ich Ihnen bezeichne: Quai de la Tournelle, auf der Seite gegen den Fluß zu, um 9 Uhr Abends.«

Die Schrift, welche zu darstellen man sich nicht die Mühe gegeben hatte, war die eines Frauenzimmers, und es schien René sogar, als ob sie ihm nicht ganz unbekannt sei. Die vorhergehenden Erschütterungen harten ihn auf diesen Schlag vorbereitet. Dieser Brief war ihm nur die Bestätigung einer schrecklichen Ahnung. Begreiflich bleiben aber die Leiden und das Bangen bezüglich der gehässigen Zweideutigkeit, in der sich der Verfasser dieser Zeilen gefiel. »Wenn Ihnen etwas daran liegt, daß ich meine Rolle als Zeuge nicht gegen die eines Anklägers vertausche«, sagte er. Welchen schwarzen Sinn unterschob er dieser Drohung? War glaubte dieser Zeuge denn gesehen zu haben? Und dann, warum hatte er so lange gezögert, sich zu erkennen zu gehen? Was sollen seine Ansprüche für jetzt und für die Zukunft sein? Schon jetzt knüpfte er an sein Stillschweigen die für René schmerzlichste Bedingung: den Bruch seines Verlöbnisses mit Claire. Diese Bedingung aber konnte er nicht annehmen; diesem Opfer konnte er sich nicht unterziehen. Dieses waren ungefähr die banger Verlegenheiten, welche in seinem Gemüte an die Stelle der freudigen Aufregungen des Mahles getreten waren. Lange ging er in seinem Zimmer auf und ab, die Augen bald aus den Fußboden, bald auf die Fenstervorhänge hefteten, auf welchen sein Schatten sich bald vergrößerte, bald verkleinerte. Die moralische und physische Spannung verhinderte ihn, sonderbare Bewegungen zu bemerken, die sich manchmal an der in dem Vorzimmer führenden Tapetetür zeigten. Er warf sich auf sein Bett, ohne die Kraft zu haben, sich zu entkleiden; die Kerzen, die sich in einem Winkel verzehrten schienen einen Menschen im Todeskampf zu beleuchten. In einem Augenblick öffnete er seine Augen weit: er hatte mitten im Schläfe das Geräusch eines Meubels, an das man gestoßen, gehört. Zugleich sah er die Gestalt seines Onkels, des Grafen von Plougastel, an ihm vorüber zu schweben. Er glaubte geträumt zu haben und streckte, wie um sich dessen zu versichern seinem Arm nach einem Glockenzug. Erschöpft aber hielt dieser Arm auf halben Wege inne und fiel auf den Rand des Bettes zurück. Diese Bewegung hatte einen Rockschoß mit hinabgezogen, dessen

innere Tasche sie bloß legte. Der Graf von Plougastel suchte mit verdoppelter Aufmerksamkeit in dieser Tasche. Er zog den anonymen Brief heraus. — Einige Minuten später kehrte er verstört in das Zimmer seiner Frau zurück.

»Colomba«, sagte er zu ihr leise, sie an der stand fassend.

»Wie? was geht vor mein Lieber?« fragte sie, jäh aufgeweckt.

»Steh auf! bleiben wir keine Minute länger hier!«

»Du erschreckst mich«, sagte Colomba, sich aufrichtend, »was ist denn geschehen?«

»Ich werde Dir Alles erklären; zieh' Dich nur an.«

»Mitten in der Nacht?«

»Wir sind nicht sicher in diesem Hause«, antwortete er, seinen Hut suchend.

»Unser Neveu —«

»Unser Neveu ist ein Verbrecher!«

16.

Das Rendezvous.

Wie man voraus als gewiss annehmen durfte, verfehlte René nicht, sich auf dem Quai de la Tournelle einzufinden. Der Glockenschlag neun Uhr, den ihm der Wind von Saint-Louis und Notre-Dame herüberwehte, erschütterte ihn elektrisch. In diesem Augenblick glitt eine schattenhafte Gestalt an ihm vorüber, drehte sich um und blieb stehen. Es war ein Weib. Während er zögerte, näherte sie sich ihm und schlug ihren Schleier zurück. René konnte alsbald beim Gaslicht das bleiche, traurige Gesicht der Tochter des Antiquars erkennen.

»Fräulein Jorry!« rief er. Sie antwortete nicht.

Noch mehr aufgeregt, als er, wartete sie, die Hand auf die Brust gelegt, daß ihr der Atem wieder käme. René sagte und die Bangigkeit zerhackte alle seine Silben: »Ist es — Zufall — daß ich — Ihnen hier — begegne?«

Hortense schien zu zögern. Dieser Augenblick war der gespannteste. Sie betrachtete René mit unbeschreiblichem Ausdruck, in dem er matt eine Hoffnung zu sehen glaubte. Aber diese Illusion war nicht von langer Dauer; Hortense antwortete, als ob sie plötzlich wieder zu sich selbst kommen würde, seine Frage mit »Nein« durch ein barbarisches Kopfschütteln.

»Nein?« — flüsterte René de Verdières; »es ist nicht zufällig — aber dann, —«

»Dann«, sagte das junge Mädchen sich anstrengend — »dann bin ich es, die Ihnen geschrieben hat.«

»In der Tat, warum sollte mich das wundern? Ist es doch nicht das erste mal dass Sie zwischen mir und meinem Glück stehen.«

»Ihr Glück heißt also Claire? Gut geben Sie Acht, Herr von Verdières: wenn Ihr Claire heißt, so heißt Ihre Rettung Hortense.«

»Meine Rettung?« wiederholte er. Ach! Sie erinnern mich an den Wortlaut Ihres Briefes; erklären Sie sich!«

»Was habe ich zu erklären? Sie mußten doch Alles begreifen.«

»Der Tod des Maurers Bertholet —«

»Ich habe zugesehen.«

»Wie? durch welchen Zufall?«

»Sie glauben mir vielleicht nicht?« sagte sie mit ruhiger Ironie. Sie werden mir glauben, fuhr Hortense fort. »Im vergangenen Monat April benachrichtigte mich mein Vater, der von einem Gange in der Nähe des Palais-Royal zurückkehrte, daß er Sie an den Demolitionen der rue de Musée arbeiten gesehen habe. Zuerst wies ich eine derartige Mitteilung zurück. Er bestand darauf und nannte mir das Haus. Es hatte die Nummer 2. Ich lief sogleich dorthin. Die Arbeiter kamen soeben heraus. Ich hätte zurückkehren sollen, aber das Verhängnis trieb mich weiter. Ich stieg hinauf. Im zweiten Stocke fing ich, als ich mich auf den zerbröckelten Treppen allein sah, an, mich zu fürchten. Ich zauderte weiter zu gehen, als ich über meinem Kopf Geräusche zu hören glaubte. Ich stieg weiter. Bald erkannte ich zwei Stimmen: die ihre und die Bertholets. Es war mir nicht genug zu hören, ich wollte sehen. Ich war in den Dachwohnungen angekommen. Es blieb mir nur eine Stiege, eng und schmal, wie eine Leiter, zu erkletterte übrig. Ich erkletterte sie. Eine Minute später war ich auf dem Giebel des Hauses.«

»Und dort — dort — was haben Sie dort gesehen?«

»Was ich gesehen habe?« wiederholte sie langsam und ihren Blick von dem Rénès abwendend. Ich habe einen Haufen Gold und zwei Männer gesehen: der eine stürzte hinab, der andere blieb stehen.«

»Ach, großer Gott!«

»Mein Entsetzen war so groß, daß mir ein Schrei entfuhr.«

»Ich habe ihn gehört.«

»Und daß ich floh, ohne es zu wagen, mich umzusehen.«

»Was haben Sie vermutet?« sagte er.

»Am nämlichen Abend erfuhr ich den Tod Bertholets und einige Tage später die Nachricht von Ihrem Reichtum.«

Rénè trat zurück und bebte. Dann ergriff er mit einer unerwarteten Bewegung die Hände Hortenses und schrie ihr zu: »Halten Sie mich für einen Mörder?«

Hortense versuchte, sich loszumachen, aber ihr Mund blieb stumm. Er wiederholte schmerzlich berührt die Frage.

»Ich habe Ihnen gesagt, was ich gesehen habe«, antwortete sie mit dumpfer Stimme. Rénè ließ Hortenses Hände los. Er rührte sich nicht. Zwei große Tränen rannen auf seinen Wangen nieder

und wer sie gesehen hätte, wäre davon gerührt gewesen. Hortense hatte den Kopf niedergesenkt.

»Mein Fräulein, fuhr er nach einigen Minuten eines grauenvollen Stillschweigens fort, ich weiß nicht, was Ihnen Ihr Gewissen in diesem Augenblicke sagt; es ist aber unmöglich, daß in meiner Stimme, in meinen Blicken, in den Tränen die ich nicht zurückhalten kann, sich nicht meine Unschuld offenbare! Sie sind grausam und ich suche umsonst nach Beweggründen, die Sie für einen so scheußlichen Verdacht empfänglich machen können. Klären Sie mich aus, unterrichten Sie mich. Was ist Ihre Absicht?«

»Sie haben es gelesen: mich Ihrer Heirat mit Claire zu widersetzen!«

»Niemals!«

»Nehmen Sie sich in Obacht!« sagte Hortense, deren Blick funkelte.

»Sie hassen mich also tief!« rief René.

»Nicht Sie hasse ich.«

»Also Claire?«

»Ja«, flüsterte sie.

»Claire — Ihre Jugendfreundin, beinahe Ihre Schwester — Sie hassen sie! sagte René bestürzt, und warum?«

»Warum? Sie fragen mich warum? —«

Sie hüllte den Kopf in ihre beiden Hände und schwieg. René konnte eine Bewegung nicht unterdrücken; er fing an zu begreifen.

»Claire ist nicht die Lebensgefährtin, die für Sie paßt«, fuhr sie, mutiger geworden, fort. Claire kennt sie kaum erst seit gestern. Claire hat sie nicht alle Tage gegenüber sitzen sehen, wie Sie schweigsam und bleich die Augen auf ein Buch hefteten, worin Sie die Wissenschaft suchten, um der Verzweiflung zu entgehen. Claire hat nicht seit vier Jahren Ihre unterdrückten Leiden belauert und im Fluge aufgefaßt; sie hat Ihr Leben nicht fortwährend zu dem ihrigen gemacht, nicht von Ihnen allein Sympathie ersehnt, nicht in Ihnen allein den Reiz und das Echo der Welt gesucht; sie hat sich nicht daran gewöhnt, Ihre Zukunft als die ihrige zu betrachten und sie insgeheim zu einer reichen und glänzenden vorzubereiten.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ja, Herr Rénè, während Sie ein Vermögen in den Ruinen aufrafften, träumte ich davon, Ihnen das meinige anzubieten. Ich hatte meinem Vater bereits Alles vertraut und seine Einwilligung hätte ich schließlich erhalten. Oh, unterbrechen Sie mich nicht, denn was ich Ihnen jetzt in dieser Stunde sage, werde ich vielleicht später nicht mehr zu sagen wagen. Lassen Sie mich diesen Augenblick der Entschlossenheit benützen. Sie wissen, welches düstere und scheue Mädchen ich war; Sie erinnern sich an mein Lieben in jenem traurigen Laden, den ich kaum Sonntags verließ, um in die Kirche zu gehen. Sie sind der erste und einzige männliche Jurist, auf das sich meine Blicke niedergelassen haben. Haben Sie sich denn, während Sie in den Büchern eine flüchtige Gestalt verfolgten, niemals gefragt, was meine Gedanken, meine Wünsche, meine Regungen sein möchte? Ah, Sie glauben, ich hätte Zeugin Ihrer Traurigkeit sein können, ohne sie mit der meinigen zu vergleichen, ohne die beiden unwillkürlich neben einander zu stellen! Ihre Stimme machte mich zittern, Ihr Blick mich erblassen. Hörte ich Ihre Schritte, so schien mir, Sie gingen, in meinem Herzen!«

»Ich beklage Sie«, sagte Rénè in weinlicher Rührung — »aber ich kann auch nichts, als Sie beklagen. Ich liebe Claire — und Claire liebt mich.«

»Sie kann Sie nicht so lieben, wie ich, es ist unmöglich!« rief Hortense auffahrend.

»Sie hat mein Wort.«

»Ihr Wort — Sie werden es zurückziehen.«

»Nein.«

»Sie werden es zurückziehen, sage ich Ihnen, oder —«

»Oder?«

»Es wird etwas Arges geschehen«, sagte Hortense mit leiser Stimme, wie über ihre eigenen Worte schauernd.

»Was auch geschehen möge, ich werde der Gatte Claires werden.«

»Nein, nein! denn ich werde Claire sagen: Da steht der Mörder Deines Vaters!«

»Dann werden Sie eine niederträchtige Lüge sagen.«

»Sie wird mich hören!«

»Aber nicht glauben«, rief Rénè.

»Sind Sie dessen gewiss?«

»Sie haben keine Beweise.«

»Sie täuschen sich. Die tausend Franks, welche Sie dem Pfarrer von St. Germain-l'Auxerrois übersendeten, warten von einem von Ihnen geschriebenen Billett begleitet. Dieses Billett ist in meinen Händen.«

»Beweist es etwas anderes, als Teilnahme an der Tochter dieses unglücklichen Arbeiters?«

»Vielleicht.«

»O, mein Gott!« flüsterte Rénè, sich dieser höllischen Entklammerung zu entwinden trachtend.

»Übrigens«, setzte Hortense hinzu, »wenn es mir nicht gelingt, den Mord zu beweisen, beweise ich wenigstens den Diebstahl. So wird ein öffentlicher Prozeß eingeleitet, Sie werden öffentlich vor einem Richter stehen. Wird Claire einen vernichteten Menschen wollen! Sie wird vor der öffentlichen Meinung, vor Ihren Tränen und Ihrer Aufrichtigkeit, Sie wird vor ihrer Eigenliebe zurückweichen, — denn, seien Sie Mörder oder nicht, immer wird der blutige Schatten ihres Vaters neben Ihnen stehen!«

»Mitleid!« schrie Rénè; »Barmherzigkeit! Mitleid!«

»Mitleid mit wem? Barmherzigkeit gegen wen?«

»Oh! Für sie!«

»Sie wird nichts erfahren, wenn Sie sich weigern, sie zu heiraten.«

»Hortense! Ich beschwöre Sie! Ich berufe mich auf Ihr Herz. Seien Sie edelmütig!«

»Mich nochmals opfern?« sagte sie:, »mich immer opfern! Nein, nein, es ist genug!«

»Im Namen des Himmels —«

»Zum letzten mal wählen Sie zwischen mir und ihr«, sagte Hortense.

»Rénè begriff die Tiefe des Abgrunds, in welchen Hortenses Eifersucht ihn und Claire zu schleudern im Begriffe stand. Er flüsterte, indem er, wie ein Mensch, der sich dem Schicksal überläßt, die Augen schloß: Möge Claire niemals die Umstände erfahren, welche den Tod ihres Vaters begleiteten!«

Als die Teilnehmer dieser entscheidenden Szene sich entfernt und in der Dunkelheit verloren hatten, erhob sich ein Kopf über

der der Brustwehr am Flußrand; es war der des Grafen von Plougastel, der alles mit angehört hatte, indem er auf der Bedachung des Bureau einer Dampfschiffahrtsgesellschaft stand.

17.

Die Heirat.

Einen Monat nach den geschilderten Auftritte nahm eine bescheidene Kirche des Marais zwei junge Leute auf, welche dort die kirchliche Einsegnung ihres Ehebündnisses einholten. Es waren Rénè de Verdières und Hortense Jorry. Nur einige Personen, nämlich die Verwandten und unentbehrlichen Zeugen wohnten der Zeremonie bei, die einen melancholischen, so zu sagen resignierten, Zug an sich trug. Um das trübe dieser Feierlichkeit zu vervollständigen, war das Wetter selbst finster und trüb geworden. Unaufhörlicher Regen schlug an die Scheiben der Kapelle und ließ seine Tränenspuren darauf zurück. Dieses einförmige Geräusch, daß sich mit den Psalmmodien des fungierenden Priesters vermischte, fiel schwer auf die Seele und ließ in ihr ein unerträglich unheimliches Gefühl aufkeimen.

Es war Mittag. Die Kirche stand fast ganz öd. Eine Postkutsche wartete auf der Straße und das Scharren der Pferde überlärmte manchmal die Stimme des Priesters. Nachdem der Segen gesprochen war, stiegen die Neuvermählten in den Wagen. Hortense hatte zuvor Abschied voll ihrem Vater, Rénè von dem Grafen und der Gräfin von Plougastel genommen. Dieses Lebewohl fand ohne übermächtige Bewegung unter dem Porticus Angesichts einer Straße statt, aus welcher der Regen alle Neugierigen wegfegte. Die Postkutsche schlug den Weg nach Deutschland ein.

Wie hatte es Rénè angefangen, seine Verbindlichkeiten gegen Claire zu brechen? Nach jeder Art von Schmerz und Zögern hatte er an den Doktor Anselme einen langen Brief geschrieben, in welchem er angebliche Bedenklichkeiten seiner Familie vorschützend, sein gegebenes Wort zurücknahm. Rénè hatte diesen Brief seinem Onkel, dem Herrn von Plougastel, anvertraut, der es unternahm denselben an den Doktor zu besorgen, dessen Erstaunen und Entrüstung ungeheuer waren. Das Herz des Greises brach fast, als er genötigt war, die Nachricht Claire zu überbringen. Claire hatte aber mehr Kraft als er, aber zwang sich mehr zu zeigen, denn sie unternahm es den Doktor zu trösten,

indem sie mit dem Finger, wehmütig lächelnd, auf ein elfenbeinernes Kruzifix deutete, das sie noch von ihrer Mutter besaß. Als Doktor Anselm sie verließ, konnte er demnach vermuten, daß der Schlag sie weniger schrecklich berührt habe als er gefürchtet hatte. Er täuschte sich.

Einige Tage später erfuhr er, daß das junge Mädchen aus seiner Wohnung verschwunden und man nicht mußte, wohin es gekommen war. Dieses Verschwinden berührte René überaus schmerzlich. Er ließ insgeheim Nachforschungen anstellen, die sämtlich erfolglos blieben. Indifferent und düster geworden und nur von Herrn von Plougastel, den die Tochter des Buchhändlers gänzlich für ihre Sache gewonnen hatte, beraten oder vielmehr gequält, setzte er seiner Heirat mit Hortense keine Schwierigkeiten mehr entgegen. Er heiratete sie oder vielmehr er ließ sich von ihr heiraten. Hortense hatte also triumphiert! Hortense hatte ihren Zweck erreicht! Aber ihr Sieg mit der verschleierten und düsteren Zukunft konnte höchstens ihre Eigenliebe befriedigen. Sie hatte gehofft, daß die Zeit ihr das Herz ihres Gemahl zuführen würde; die Zeit aber bewies ihr nur, daß man keine Hoffnungen auf ein Herz bauen darf, das man tödlich getroffen hat.

Vergebens zeigte sie sich gut, anhänglich, diskret, geduldig; vergebens schien sie, so zu sagen, den Ehrgeiz, seine Frau gegen seinen Willen geworden zu sein, rechtfertigen zu wollen; René blieb fühllos. Sie besuchten miteinander Deutschland. Die vornehme Gesellschaft empfing sie; beide lernten jenen Glanz kennen, den sie sich so sehr gewünscht hatten, der ihnen aber nicht das Glück bringen sollte.

Als René de Verdières Frankreich verließ, hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, früher oder später etwas von Claire zu erfahren. Er hatte seinen Onkel gebeten, die nötigen Schritte zu tun, ihre Spur wieder zu finden und keine Nachforschung, so viel sie auch kosten möge, zu scheuen. Der bekannte Charakter des Grafen von Plougastel hatte nicht unterlassen, die Kugel im Flug aufzufangen; er hatte sich auf die förmlichste Weise verbindlich gemacht, Paris umzudrehen und in den Departements Alles zu unterst zu oberst zu kehren. In Folge dessen erhielt erhielt René ungefähr alle vierzehn Tage ein Bulletin das im Allgemeinen in folgenden Ausdrücken gehalten war:

»Ich stehe auf dem Punkte, kostbare Notizen über den Ort zu erhalten, an welchem sich unser junger Flüchtling aufhält. Aber welche Auslagen habe ich nicht zu bestreiten! Ich muß die geringste Andeutung mit Gold aufwägen. Ich bin deshalb trotz der Pension, die mir regelmäßig zukommt, heute abermals gezwungen Dich um ein Supplement von tausend fünfhundert Franks anzugehen, lieber Neveu, die ich zu neuen Erkundigungen notwendig brauche. Mein nächster Brief wird Dir ohne Zweifel die genauesten Details angeben u.s.w.«

Der nächste Brief brachte aber in Details nichts weiter, als folgende Variante:

»Ich habe die gewichtigsten Gründe zu glauben, daß die interessante Claire vor ungefähr zwei Wochen ein Zimmer im Quartier des Brotteaux in Lyon bewohnte. Da ich in Folge der unerhörten Ausdehnung, welche mein Parfum des Almés-Geschäft nimmt, nicht selbst dorthin reisen kann, habe ich soeben eine sichere Person mit den Instruktionen versehen abgesendet. Ich konnte dieselbe jedoch nicht eher zu dieser Reise, dies nach ihrer Behauptung ihren Interessen höchst nachteilig ist, bewegen, als bis ich ihr eine Schadloshaltung von tausend Franks, wohlverstanden die Reisekosten abgerechnet, versprach. Ich bitte Dich deshalb, mir bei Deinem Banquier einen neuen Kredit zu eröffnen. Alles läßt übrigens hoffen, daß diese Mission von dem vollkommensten Erfolg gekrönt sein wird. Ach, wenn Du, um mich in Russland suchen zu lassen, nur die Hälfte der Sorgfalt und Tätigkeit entwickelt hättest, mit denen ich dieses junge Mädchen verfolge, so hättest Du mich schon vor Jahren an Deine Brust drücken können.«

Nach kaum sechs Monaten hatte Rénè für diese imaginäre Jagd mehr als zehntausend Franks ausgegeben. Der Graf von Plougastel wurde nicht müde, ihm stets ein trügerisches Licht durchschimmern zu lassen. Einer seiner letzten Briefe, den er in das Bad Ems adressierte, drückte sich auf folgende triumphierende aber monotone Weise aus:

»Sieg! Mein lieber Rénè, Sieg! — Ja! In einigen Tagen werde ich rufen können: Sieg! — Glaubst Du, daß ich mich endlich wegen des bisherigen geringen Erfolges meiner

Maßnahmen vor Dir zu schämen angefangen hatte? Ich weiß jetzt genau, wo Claire sich befindet. Sie hat sich all die englische Küste geflüchtet, wo meine Emissäre sie auffinden müssen. In dieser Gewißheit mußte ich eine Yacht ausrüsten lassen, die mich nebenbei gesagt ein wenig bloßgestellt hat. Ich bitte Dich daher, mir so bald als möglich dreitausend Franks zurückzuzahlen. Ohne die kostspielige Ausstattung meiner Magazine für das Parfum des Almés wäre ich Dir nie mit einer solchen Misere lästig gefallen.«

Diesmal glaubte René den Eifer seines Onkels kurzweg bescheiden zu müssen. Er beantwortete seine Briefe nicht mehr und änderte sogar seine Reiseroute. Hortense hatte ihrerseits auch aufgehört an ihren Vater zu schreiben. Er hatte ihr empfohlen, ihm das Porto unnötiger Briefe so viel als möglich zu ersparen. So verflossen sechs Monate. Nach Verlauf dieser Zeit glaubte Jorry sich nach seiner Tochter und seinem Schwiegersohn erkundigen zu müssen und schlug in dieser Absicht den Weg nach der rue de Braque ein. Dort angekommen glaubte er das Spielzeug einer Halluzination zu sein. Das ernste Haus hatte sich in einen weitläufigem schreienden Bazar verwandelt. Ober dem entehrten Haupttore stellt ein Gemälde das Innere eines Serails vor. Oblisken lagen auf Divanen umher oder kämmten sich die Haare. Auf diesem Bilde hatten sich die sieben Farben des Prismas Rendezvous gegeben. Rothe Flaggen wehten zu den Fenstern des zweiten Stockes heraus. Sie trugen in silbernen Buchstaben die Aufschrift: »Parfum des Almés.« Jorry betrachtete die Nummer des Hauses zehnmal, rieb sich ebenso oft die Augen, ging hin und her, bis er sich endlich überzeugt hatte, daß er wirklich vor dem Hotel seines Schwiegersohnes stand.

Um ihn vollends in Erstarrung zu versetzen, erschienen drei oder vier Lakaien auf der Schwelle. Sie trugen uniform den famosen blauen Plüschhut, dessen Modell als beunruhigende Erinnerung im Gehirne des Buchhändlers zurückgeblieben war. Er begriff, daß der Graf von Plougastel im Hause Fuß gefaßt haben müsse. Wütend drang er in den Hof ein und stürzte mehr als er ging in die Lage des Concierge.

»Was geht bei meinem Schwiegersohn vor?« fragte er mit einer Stimme, welche der Zorn stammeln machte. Aber statt des guten

Mannes an den er gewohnt war, sah er einen melancholischen Türken mit einem ungeheuren Turban vor sich.

»Ach, Herr Jorry!« rief der Türke in jämmerlichem Ton.

»Wer zum Teufel sind Sie? Mir scheint ich kenne Sie, ich weiß aber nicht, wohin ich Sie mit diesem Kostüm tun soll.«

»Ich bin Joseph — der unglückliche Joseph, der Kammerdiener und Vertraute des Herrn von Verdières.«

»Warten Sie — wirklich — Warum haben Sie sich auf diese Art maskiert? Haben Sie den Glauben Ihrer Väter abgeschworen?«

»Den Glauben nicht, aber das Gewand. Man hat mich gezwungen, diesen ketzerischen Kaftan anzuziehen.«

»Sie sind also Türke und Portier bei meinem Schwiegersohn?«

»Ach ja, durch den Willen des Herrn Grafen von Plougastel. Er ist eines Morgens zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: ›Joseph, betrachte dieses Bild!‹ Es war das Porträt Muhameds, eine Lithographie. ›Sie müssen sich anstrengen, diesem Modell zu gleichen, ich will einen orientalischen Portier. Hängen Sie diesen krummen Damaszener an ihren Gürtel, und drücken Sie manchmal mit wilder Miene auf den Griff.«

»Sie hätten sich dieser lächerlichen Phantasie entziehen sollen«, sagte Jorry.

»Sein Neveu hat ihm vollständig freie Hand gelassen. Ich habe Widerstand geleistet, so lange ich gekonnt habe. Ich, der ich in dem Quartier bis an jenen Tag so geschätzt, so geachtet war. Ich wage mich nicht mehr vor das Haus, weil ich fürchte, die Kinder laufen mir nach. Ach, Herr Jorry, setzen Sie als Verwandter es durch, daß ich wieder meine frühere bescheidene Livree bekomme oder dieses Zimmer wird mein Grab!«

»Ich werde noch heute mit Herrn von Plougastel darüber sprechen.«

»Sagen Sie ihm, daß ich ein schlechter Türke, ein Türke ohne Überzeugung bin.«

»Rechnen Sie auf mich; aber Ihr Aufputz ist eine der geringsten Sachen, die mir hier in die Nase stechen. Was ist mit diesen Schildern, diesem Zeug da außen?«

»Wie? sagte Joseph, den Antiquar verwundert betrachtend, Sie wissen nicht, daß der Herr Graf seine Erfindung im Großen ausbeutet?«

»Er ist Parfümeur geworden?«

»Parfümeur, ja Herr Jorry, und er hat nicht gezögert, sogar sein Wappen auf die Etiketten aller seiner Flaschen drucken zu lassen.«

»Rénè weiß also nichts von dem, was bei ihm vorgeht?«

»Ich glaube nicht, dass Herr von Plougastel ihn über gewisse Details unterrichtet hat.«

»Sie hätten Ihrem Herrn schreiben sollen, Joseph.«

»Ich weiß seine Adresse nicht.«

»Teufel, ich bin auch nicht weiter, als Sie; es ist meine Schuld, ich habe meiner Tochter empfohlen, am Briefporto zu sparen.«

»Ach«, seufzte Joseph, indem er versuchte, einen Blick zum Himmel zu richten, der aber nur den inneren Rand seines Turbans traf.

Jorry war sehr nachdenklich geworden.

»Wenn nur dieser Plougastel meinen Schwiegersohn nicht ruiniert«, murmelte er.

»Das wäre noch besser, als daß er ihn erniedrigt«, brummte Joseph.

»Gehen seine Erzeugnisse ab?«

»Es gibt so viele Maulaffen«, sagte Joseph achselzuckend.

»So, doch!« antwortete der Antiquar.

»Es geht bei uns zu, wie in einer Marktbude.«

»Wirklich!«

Die Züge Jorry's heiterten sich auf.

»Ich sehe fast jeden Tag mehr als dreihundert neue Personen vor meiner Lage vorübergehen; es sind ebenso viele Demütigungen.«

»Pst! was ist das für ein Geräusch?« — unterbrach ihn der Antiquar, dessen Ohr plötzlich durch ein silbernes Klingen angenehm berührt wurde, das dem Ausleeren eines Geldsackes glich.

»Die Kasse wird geöffnet«, sagte Joseph weinerlich. »Der Graf von Plougastel soll monatlich mehr als fünfzigtausend Franks verdienen. Eine Schmach des Jahrhunderts!«

»Fünfzigtausend Franks — monatlich!« stotterte Jorry. Man hörte noch immer das lang hingedehnte und mächtige Auffallen von Geldstücken.

»Ein Adelicher, der heruntergibt bis zum Elixierfabrizieren und Verkaufen! Setzte Joseph hinzu, alle seine Verachtung zusammenfassend.«

»Still!« schrie der Buchhändler mit einer Donnerstimme. »Herr von Plougastel ist ein Mann von Genie, fuhr Jorry fort. Ich billige sein Benehmen vollkommen, und ich habe nur ein Bedauern, das, nicht sein Associe zu sein, hören Sie, Joseph!«

»O, der Durst nach Gold! O diese Krankheit unserer Zeit!« murmelte dieser.

»Adieu!« sagte der Buchhändler von dem anhaltenden Lärm dieses metallenen Niagara angelockt. Er hatte bereits einen Fuß außerhalb der Loge.

»Noch ein Wort, ich bitte Sie inständigst«, sagte Joseph, ihn zurückhaltend. »Verwenden Sie sich bei dem Herrn Grafen von Plougastel, daß er mich meinem früheren Zustand zurückgibt. Ich verschmachte im Islam.«

»Joseph«, antwortete Jorry salbungsvoll, »ein Diener darf sich nicht ausschließlich um seinen eigenen Geschmack und seine Bequemlichkeit kümmern. Lernen Sie, Ihre Wünsche der Wohlfahrt des Herrn Grafen unterzuordnen.«

»Aber Sie sagten mir doch so eben —«

»Allah ist groß!« nach diesen Worten durchschritt Jorry rasch den Hof und kam am Perron des Hotels an. Er fragte einen Bedienten, der aber europäisch gekleidet war, mit honigsüßer Stimme: »Ohne den Herrn Grasen in seinen wichtigen Geschäften zu stören — könnte ich die Ehre haben, ihm meine Aufwartung zu machen?«

Der Bediente sah ihn nicht einmal an und begnügte sich, ihm gleichgültig zu anzumurren: »Der Herr Graf ist in diesem Augenblicke bei Herren d'Arnot, der ihn hat rufen lassen.«

Bei dem Namen dies Bankdirektors war Jorry fast versucht, sich zu überschlagen; er unterdrückte aber diesen Akt des Fanatismus und fragte: »Ist die Frau Gräfin zu sprechen?«

»Die Frau Gräfin dejeunirt in diesem Augenblicke mit der Frau Vorsteherin des Wohltätigkeitsvereins vom Heiligen- Ludwig von Gonzana.«

»Gut — ich bin nicht pressiert — ich werde warten.«

Der Bediente betrachtete diesmal den Antiquar wie ein Gendarme, der einen Reisenden belauert und sich anschickt, ihm

seinen Paß abzufordern.

»Ich bin ein Verwandter des Grafen und der Gräfin«, sagte Jorry mit jener boshafte Demut schlecht gekleideter Leute, die ihre Wichtigkeit fühlen.

»Das ist etwas anderes; Sie können in diesem Fall schicklicher Weise nicht im Vorzimmer warten.«

»Führen Sie mich in die Bibliothek«, sagte Jorry.

Diese Bibliothek die im ersten Stock sich befand, stieß an die Gemächer welche der Graf von Plougastel in Bureaux verwandelt hatte.

»Sie werden vielleicht von diesem Geräusch belästigt?« sagte der Bediente, welcher das unwillkürliche Zittern des Buchtrödlers bemerkte.

»Nein, nein, lieber Freund — antwortete er«, seine Bewegung zu bemeistern suchend.

»Ich werde Sie sogleich abholen.«

Als Jorry keinen Zeugen seiner Schwäche mehr hatte, ließ er sich auf einen Stuhl fallen. Dieses metallische Konzert bezauberte und quälte ihn zu gleicher Zeit. Er horchte, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, wie ein Dilettant, der im siebenten Himmel Rossinis schwelgt. Er glaubte die Engel selbst zu hören, die Engel, wie sie Geld schlügen! Wie um seine Illusion zu vervollständigen, mischten sich plötzlich ferne Stimmen in diese Symphonie; Stimmen, die ihm reiner und seliger zu sein schienen, als die der Seraphim. Diese Stimmen sprachen: »Zweitausend Noulcaux Parfum des Almés an Petersen in Kopenhagen!«

»Eingeschiff!«

»Zwölfhundert an Péchantré und J. B. Faiherbe, Lyon.«

»An Bourdois frères übergeben.«

»Viertausend Noulcaux für Gonzales, Lissabon.«

»Abgegangen.«

Jorry erhob außer sich den Arm, als ob er rufen wollte: Genug! Genug! In diesem Augenblick fiel sein Blick auf die Bücher der Bibliothek. Zum ersten mal in seinem Leben zuckte er verächtlich darüber die Achseln.

»Elende Bücher«, murmelte er, »schäbige Passion! Ihr habt mich verhindert ein so großes Vermögen zu erwerben, wie der Graf von Plougastel! Seid ihr einen einzigen Flacon dieses

kostbaren Elixiers wert, das für ihn jetzt eine unversiegbare Quelle ist?« »Nein! Und, wenn ich bedenke, daß auch ich fast ein berühmter Destillateur, ein großer Erfinder geworden wäre, und meinen Kölnischwasserhandel für euch, elende Scharteken, aufgegeben habe! Könnt ihr etwa unter Trompetenschall von Türken und braunen Lakaien verkauft werden? Ich verflucht euch, denn ihr habt mich vom wahren Wege zum Reichtum abgezogen, indem ihr mich durch lächerlich winzigen Gewinn täuscht! Du Voltaire und Du Jean Jacques, wie viel habt ihr mir beide miteinander eingebracht, lumpige Philosophen, die ihr seid! Seht mich nur für einen Vandalen an, ich lacht darüber. Ich begreife jetzt die Fackel Omars und die Scheiterhaufen des Parlaments. Es geht nichts über die Industrie auf der Welt. Ach, wenn ich der Associe dieses herrlichen, dieses großen Plougastel werden könnte! Aber leider hat er vielleicht noch meine kleinen Quälereien von früher auf dem Herzen. Ich habe diesen großen Mann mißkannt, das ist mein ewiger Fluch. Der Himmel straft mich in meinen alten Tagen, weil ich ihm zu lebhaft meine siebenunddreißig Franks und fünfzig Centimes abverlangt habe!«

Der Antiquar war im Begriff, in tiefes Brüten zu versinken; aber ein Crescendo der Kasse verhinderte ihn daran. Er glich einer Katze, die Ratten auf dem Boden umherhüpfen hört; er fieberte und zappelte. Bald näherte er sich dem Getäfel mit verschlungenen Händen, bald verstopfte er sich die Ohren.

»Ich halte es nicht mehr aus, ich muß zu ihm, ich muß ihn sprechen! Gehöre ich nicht zur Familie? muß ich mir denn so viel Gewalt antun?«

Jorry kannte das Haus; er drückte auf eine Türklinke. Vor ihm war ein Gang, in diesen leitete ihn das Geräusch des Geldes. Er durchschritt, wie ein Trunkener schwankend, zwei Zimmer, ohne Jemanden zu begegnen. Vor dem dritten blieb er stehen, da heraus ertönte das glänzende Orchester.

»Ach Gott!« flüsterte er.

Die Türe war schwach zugelehnt, als er sich näherte. Die Aufregung, welche seine Augen verschleierte, erlaubte ihm anfangs nicht, etwas zu sehen; endlich aber gewöhnte er sich an diesen engen Rahmen und unterschied zwei Frauen. Die eine war Colomba. Die andere drehte dem Buchhändler den Rücken. Sie gaben sich einer seltsamen Beschäftigung hin. Jede ließ, eine

nach der andern, in die Schürze ihrer Genossin eine ziemlich große Menge voll Fünffranksstücken rollen. Jorry glaubte schlecht gesehen zu haben. Er sah noch einmal hin. In den Pausen, welche dem Ausschütten des Schurzes folgten, wechselten die Frauen einige Worte. Er horchte.

»Ist denn das nützlich, was wir da alle Tage tun?« fragte dasjenige Frauenzimmer, dessen Physiognomie er nicht sehen konnte.

»Mein Mann behauptet, dieser Lärm sey dem Gedeihen des Etablissements durchaus unumgänglich«, antwortete Colomba.

»Deshalb nennt er uns seine Musikanten.«

»Er heißt das, uns ans Klavier schicken.«

»Das ist sonderbar, nicht wahr?«

»Liebe Fatme«, antwortete Colomba, »ich bin seit langer Zeit an die Phantasie des Grafen gewohnt. Halten Sie ihren Schurz her.«

Die Fünffranksstücke stürzten mit Lawinengetös aus dem Schutz Colombas in den Fatmes.

»An Ihnen ist die Reihe!« sagte die Letztere.

Jorry kochte vor Entrüstung. Er hatte den Kunstgriff entdeckt, mit dessen Hilfe der Graf von Plougastel an kolossale Operationen glauben machte! Er kannte jetzt das Geheimnis der wunderbaren Symphonien, die mit so wenig Kosten exekutiert wurden. O Entzauberung! O Charlanterie! So also deseunirte die Frau Gräfin von Plougastel mit der Frau Vorsteherin des Wohltätigkeits-Vereins vom heiligen Ludwig von Gonzaga. Ebenso stand es ohne Zweifel mit der Zusammenkunft des Grafen von Plougastel und des Grafen von d'Argout. Er horchte weiter.

»Liebe Freundin«, sagte Colomba, »entschuldigen Sie einen Augenblick der Neugierde. Woher haben Sie den Namen Fatme?«

»Vom Herrn Grafen. Als ich mich vor sechs Monaten in einem Anfragebureau einschreiben ließ, kam er gerade herein, maß mich vom Kopf zu den Zehen und sagte zu mir: ›Mademoiselle, wollen Sie in mein Parfümeriegeschäft eintreten? Auf meine bejahende Antwort, ließ er mich in einen Wagen steigen; wir kamen hier an. Als ich ihm meinen Namen angeben wollte, fiel er

mir in die Rede und sagte: Das ist unnötig, Sie heißen von jetzt an Fatme.«

Es schien Jorry, als ob ihm diese Stimme und Tournure nicht unbekannt wären. Er hatte aber weder die nötige Zeit noch die nötige Ruhe, um seine Erinnerungen sammeln zu können. Er hatte genug gehört und schlug den Rückweg nach der Bibliothek ein.

»O teure Bücher!« rief er, als er sich wieder vor ihnen befand, »wie sehr habe ich euch soeben verleumdet! Ihr seid die Weisheit, die Duelle des Glücks!«

Ohne es für nötig zu halten, dem Lakaien der ihm ankündigte, daß der Graf von Plougastel ihn zu empfangen bereit sei, zu antworten, stieg Jorry eiligst die Haupttreppe hinab und atmete erst wieder auf, als er im Hofe stand. Die Stimme Josephs versuchte ihn auf der Schwelle des Haupttores zurück zu halten.
»Herr Jorry!«

»Laß mich, Renegat!«

»Ich will nichts mehr von Dir wissen, Ungläubiger!«

»Sie missen nicht — Herr von Verdières —«

»Adieu!« rief Jorry, davon eilend.

Was der Concierge ihm mitteilen wollte, war die unerwartete Rückkehr Rénès und seiner Frau nach einer Abwesenheit von 10 Monaten.

18.

Die Nachahmung.

Der Neffe nahm sich nicht einmal die Mühe den Onkel auszuzanken. Düster und abgemagert, war ihm Alles gleichgültig. Er trat wieder in den Besitz des ersten Stockes und ließ den Grafen von Plougastel seine Fabrikation im zweiten betreiben. Dieselbe Schweigsamkeit, dieselbe Melancholie fielen bei Hortense auf. Man hätte glauben können, die beiden Ehegatten schleppten fünfzehn Jahre ihre Ehe nach sich. Ihre Beziehungen boten nichts Auffälliges dar. An schonen Tagen gingen sie miteinander aus, und kehrten nach einer Promenade im Wagen miteinander zurück. Auf einer dieser kurzen Exkursionen, eines Nachmittags, als sie schweigend durch eine der Alleen des Bois de Blougne gingen, bemerkten sie auf einer Bank einen Greis. Hortense drückte den Arm ihres Gatten. »Der Doktor Anselme!« sagte sie leise.

Beide näherten sich in gleicher Bewegung. Es war wohl der Doktor Anselme, aber gebrochen, zitternd, ein hinfälliger und nachdenklicher Schatten. Er war allein. Sein Stock zeichnete formlose Figuren in den Sand; alles deutete bei ihm auf physischen und geistigen Verfall: seine Kleider, welche nicht mehr ihre frühere bewundernswerte Sauberkeit besaßen, seine weiße schlecht geknüpfte und schief liegende Krawatte, sein ausdruckslos gewordenes Aug, seine häufigeren und breiteren Falten.

Einen Augenblick lang blieben René und seine Frau unbeweglich vor ihm stehen und betrachteten ihn mit trauriger Überraschung. Dieser Greis rief beiden eine Zeit und Eindrücke zurück, die sie lieber aus ihrem Gedächtnis vertilgt hätten. Für René waren es zu rasch vergessene Ratschläge und Beispiele von Ehrenhaftigkeit. Für Hortense waren es Gewissensbisse und die Erinnerung an eine unterdrückte, schlimme Jugend. René faßte jedoch einen Entschluß; er berührte die Schulter des Doktor Anselme. Dieser erhob die Augen langsam und betrachtete ihn, ohne ihn zu erkennen. Denn die Zeit, welche den Greis getroffen

hatte, war auch an dem jungen Manne nicht spurlos vorüber gegangen.

»Was wünschen Sie?« fragte der Doktor.

Rénè seufzte, indem er daran dachte, wie sehr er wohl selbst verändert sein mochte. »Ich war früher einer Ihrer — Patienten«, fuhr er fort.

»Entschuldigen Sie mich; mein Gesicht hat seit einigen Jahren sehr abgenommen, aber Ihre Stimme ist mir nicht fremd. Wer sind Sie?«

»Ich bin — Ré nè — Ré nè de Verdières«, antwortete in unsicherem Ton, die Wirkung seiner Worte auf den Doktor beobachtend.

»Ré nè!« wiederholte der Doktor Anselme und schloß sofort die Augenlider, wie von einem lebhaften Schmerz durchzuckt. Er wollte aufstehen um fortzugehen.

»Bleiben Sie!« sagte der junge Mann, ihn zurückhaltend.

»Lassen Sie mich, mein Herr. Die Stunde ist da, in der ich mich zurückzuziehen pflege.«

»So erlauben Sie wenigstens, daß wir Sie begleiten?«

»Wie?« fragte der Doktor überrascht.

»Ich und meine Frau«, stotterte Ré nè.

»Doktor«, sagte Hortense, ihrerseits hervortretend, »was haben wir Ihnen getan? Warum fliehen Sie uns so?«

Der Doktor betrachte Hortense von den Füßen zum Kopf, aber schweigend und mit unbeschreiblichen Ausdruck.

»Kennen Sie mich auch nicht mehr?« fuhr sie von diesem Betrachten beunruhigt fort.

»Ja, o ja!« sagte der Doktor, der die Bitterkeit seiner Betonung nicht zu verheimlichen suchte.

»Nun, und warum ist Ihre Stimme, Ihr Blick so streng gegen mich? War ich nicht einst Ihre Freundin? Dies war wenigstens der Name, womit Sie mich damals erfreuten.«

»Eine Freundin? ich hatte nur eine —«

Derselbe Gedanke, dieselbe Bewegung teilte sich Ré nè und seiner Frau mit.

»Und das war Claire«, sagte der Doktor vollends, den Kopf neigend.

Rénè wurde bleich. Er näherte sich dem Greise und rief, Alles vergessend, Hortense vergessend, den öffentlichen Ort, an dem er sich befand, vergessend: »Was ist aus ihr geworden?«

Der Doktor antwortete nicht. Er hatte wieder seine Figuren auf den Sand zu - zeichnen begonnen.

»In des Himmels Namen! Antworten Sie mir! Was ist aus ihr geworden?« wiederholte Réne, den Arm des Doktor Anselme ergreifend.

»Was liegt Ihnen daran?« sagte dieser, sich mit einer Würde losmachend, welche seine vorgehenden Worte nicht hätten vermuten lassen. Réne wollte weiter in ihn dringen, als er dem Blicke Hortenses begegnete. Dieser Blick war resigniert, aber flehend.

»Sie haben Recht, sagte er leise, sich an den Arzt wendend; was geht das mich an, was darf das mich angehen? Es geht mich auch wirklich nichts an.«

»Sie sind ohne Zweifel glücklich!« sagte der Doktor Anselme, die beiden in einem Blicke überschauend; »inwiefern könnte Sie das Schicksal Anderer berühren?«

»Glücklich?« sagte Réne.

Ein Lächeln oder vielmehr ein Schauern glitt über seine fahlen Lippen. In diesem Augenblick kam ein Bedienter die Allee herab und blieb bei dem Doktor Anselme stehen. Es war der Mann, dem es oblag, ihn täglich dahin- und zurückzuführen. Der Doktor nahm seinen Arm und entfernte sich mit ihm in der Richtung nach der Stadt zu.

An diesem Abend kehrte Réne und Hortense, ohne ein Wort zu sprechen, nach Hause zurück. Beide waren von der unvorhergesehenen Begegnung tief ergriffen. Was Réne am nächsten Morgen eiligst zu tun hatte, war, sich nach dem Doktor Anselme zu erkundigen. Der Bediente hatte ihm gestern mitgeteilt, daß er in einem alleinstehenden Häuschen im Quartier-Beaujon einige Schritte voll den Elyseischen Feldern entfernt wohne. Der Doktor war ärmer und stolzer als jemals; er besuchte öffentliche und Privatbibliotheken seltener. Zu dem schwankenden Zustand seiner Gesundheit war noch eine unheilbare Traurigkeit gekommen, deren Motiv man nicht kannte. Er, einst ein aufgeweckter, gesprächiger Mann, war stumm und ernst geworden; manchmal überraschte man ihn sogar mit verweinten

Augen. Rénè de Verdières erriet den Grund dieser Melancholie nur zu gut. Er wußte, daß der Doktor am Abend seiner Tage seine letzte Zuneigung der Tochter Bertholets geschenkt hatte. Daß diese von Rénè verlassen wurde, traf ihn ohne Zweifel ins Hertz.

»Auch er«, sagte Rénè, »auch er, dieser arme Greis wird von meinem verhängnisvollen Wohlstand angegriffen! Von Allen, die ich kenne, ist keiner diesem unheimlichen Gesetz entronnen; ein Fluch scheint voll mir auszuströmen.«

Die ersten Versuche Rénès zu dem Doktor zu gelangen, waren zuerst erfolglos; aber er wich nicht zurück. Als der Doktor Anselme eines Morgens nach einem achtundvierzigstündigen hitzigen Fieber erwachte, sah er Rénè neben seinem Bett sitzen. Er hatte nicht die Kraft, ihn davon wegzujagen. Von diesem Tage an knüpften die beiden Männer wieder einen Teil ihrer Verbindungen an; aber das sympathische Band war für immer zerrissen. Rénè empfand es wohl. Ihre Unterhaltung drehte sich nur um gleichgültige Dinge; wenn sie so einen Funken der lebhaften und scherzhaften früheren Gespräche wieder auffingen, so geschah es nur, wenn ihr gemeinsamer Geschmack sie aus die Bibliographie führte. Es ist deshalb leicht erklärlich, wie es eines Tages Rénè in Folge eines über eine Ausgabe entstandenen Streites gelang, den Doktor Anselme in seine Bibliothek zu führen. Von den Schätzen der Wissenschaft und Poesie, in deren Angesicht er sich befand, in Ekstase gesetzt, ließ der Doktor den Worten Rénès nur eilte schwache Aufmerksamkeit. Er ging voll den Handschriften des zwölften Jahrhunderts zu den Drucken des sechzehnten, stieß kleine Freudenrufe aus, stellte sich auf die Fußspitzen, um in die oberen Fächer sehen zu können, betastete die Einbände, untersuchte die Ränder, und gab alle Zeichen jenes gleichmäßigen Entzückens von sich, die alle Gelehrten der Welt beim Hinblick einer solchen Büchersammlung ergreift.

Plötzlich sah ihn Rénè vor einem Bande stehen bleiben, den Arm ausstrecken, wanken. »Was ist mit Ihnen, Doktor?« rief Rénè auf ihn zugehend.

»Dieses Buch — dieses Buch!«

Rénè verfolgte die Richtung der Blicke des Doktors; sie hefteten flammend auf der »Nachfolge Christi.«

»Oh, lassen Sie mich es wieder sehen, es berühren!« rief der Doktor, wieder zu Kräften kommend; »dieses Buch ist das erste, was in der Wiege meine Augen auf sich gezogen, vor ihnen geleuchtet hat!«

Er hatte sich desselben bemächtigt und küßte es hingebungsvoll.

Rénè sah diesem Treiben entsetzt zu.

Nach diesem ersten Tribute an die Überraschung und Freude öffnete der Doktor das Buch und untersuchte die inneren Deckel mit der größten Genauigkeit. Er bemerkte, daß das Blatt des Schmutztitels losgelöst war.

»Nichts mehr!« flüsterte er, schmerzlich bewegt.

»Was gedachten Sie denn da zu finden?« sagte Réne, dessen Haare sich emporsträubten.

»Das Testament meines Vaters.«

»Ach!« rief Réne und sank leichenblaß auf einen Lehnstuhl. Jetzt wendete sich die Aufmerksamkeit des Doktors ihm zu. Er näherte sich.

»Sie sind — der Herzog von Fontenay?« sagte Réne, indem er eine übermenschliche Anstrengung machte, die Zunge von seinem Gaumen zu lösen.

»Ja, antwortete der erstaunte Greis, und diese Wappen auf der Außenseite sind die unseres Hauses; aber wer hat Sie unterrichtet — welche Vermutung —«

Er vollendete nicht.

»Verzeihung!« schrie Réne ihm zu Füßen fallend, o Verzeihung!«

»Unglücklicher!« sagte der Doktor, instinkartig zurückweichend. Er hatte die Wahrheit erraten.

»Sie also sind es?« — wiederholte er.

»Ich gebe Ihnen Alles zurück! Ich gebe ihnen Alles zurück!« schluchzte Réne das Gesicht im Staube.

»O Gott!« sagte leise der Doktor, die Augen zum Himmel erhebend.

Mehrere Augenblicke lang hätte man nur das Ächzen Rénes, der vor dem Doktor kniete.

»Stehen Sie auf«, sagte endlich dieser. Die Aufrichtigkeit Ihrer Reue hat bereits für Ihre Sache gesprochen.

Der Doktor wurde hierauf von Rénè in alle die Umstände eingeweiht, welche den verhängnisvollen Fund begleitet hatten und ihm gefolgt waren. Er hatte in der unvermuthlichen Seite seiner Seele nur Mitleid für Rénè.

»Armes Kind!« rief er, als er erfuhr, wie Hortense die vom Zufall herbeigeführte Verkettung ausgebeutet hatte; »deshalb also waren Sie gezwungen Claire zu entsagen!«

»Ach, der Himmel hat mich grausam dafür gezüchtigt«, sagte Rénè. »Ich bin an meinen Schatz angeschmiedet worden, wie Prometheus an seinen Felsen und ein Weib frißt täglich in meinem Herzen. Oh, ihre Dämonenkrallen, ich fühle sie noch in meiner Brust ich werde sie immer fühlen. Das ist die furchtbare Rolle, die dieses Weib in meinem Geschick spielt; ohne sie wäre ich jetzt, nachdem ich Ihnen Ihr Vermögen zurückgegeben, von jeder Furcht erlöst. Sie ist für mich die Kette des Sträflings. Versuche ich, sie zu verstoßen, so erinnert sie mich nicht nur an meine Infame, sondern droht mir, mich mit noch einem andern Verbrechen zu belasten, das ich nicht verübt habe.«

»Ich werde Sie mit meinem Wort und meinem Ansehen beschützen.«

»Sie!«

»Da Sie sich nichts mehr vorzuwerfen haben, so haben Sie auch nichts mehr zu fürchten.«

Rénè schüttelte traurig den Kopf.

»Ich werde Sie der Thyrannay Hortenses entreißen«, fuhr der Doktor fort.

»O, wenn das wahr wäre!«

»Gott wird mir gute Gedanken eingehen. Aber«, setzte der Greis aufstehend hinzu, »die Aufregungen dieses Tages habest mich erschöpft. Morgen werde ich Ihnen sagen, was ich zu tun gedenke, kommen Sie zu mir, ich werde den ganzen Vormittag aus Sie warten.«

»Morgen werde ich wieder ein ehrlicher Mann sein«, sagte Rénè, den Herzog von Fontenay hinab begleitend.

Er hatte ohne den Zufall gerechnet. Hinter der geheimen Türe der Bibliothek, in welcher diese Auftritt stattfand, war eine Frau, die Alles gehört hatte. Es war Hortense!

»Dieses Vermögen zurückgeben?« flüsterte sie bleich mit aufeinander gepeßten Lippen; »o nein! nein! es hat ihn zu viel

gekostet.«



19.

Der Schiffbruch des »Sardanapal.«

Fünf Minuten waren seit dem Fortgehen des Doktor Anselme verflossen. René de Verdières befand sich wieder in seinem Kabinett, wo ihn der Graf von Plougastel aufsuchte. Der Graf hatte einen großgeblühten Schlafrock an, der ihm das Aussehen eines wohlhabenden Quacksalters gab. Seine Gesicht, gewöhnlich offen und lächelnd, war ausnahmsweise verdüstert wie ein Novemberhimmel. Seine Schritt, sonst der eines ersten Pflasterreters des Boulevards, verriet an diesem Tage eine Nuance der Zögerung.

»Lieber René«, sagte er, »ich bitte Dich um eitle viertelstündige Unterredung.«

Seine Stimme hatte leicht mehr selten Klarinettenklang.

»Wie es Ihnen beliebt, Onkel«, sagte René, ihm einen Fauteuil anweisend.

Der Graf von Plougastel begann: »Ich fange nicht mit Vorbereitungen und Einleitungen an, ich gehe gerade zur Tatsache. Nimm Deine Kraft zusammen-, und mache Dich auf einen harten Schlag gefaßt.«

»Ich erwarte ihn, Onkel.«

»Der ›Sardanapak ist gescheitert.«

»Was ist das, der ›Sardanapak« fragte René de Verdières.

»Es ist der Name des Schiffes, auf das ich eine beträchtliche Ladung meines Parfum des Almés gebracht hatte: achthundert Kisten für Rio Janeiro. Alles ist an der spanischen Küste zu Grunde gegangen. Die Journale bestätigen heute das schreckliche Unglück.«

»Ist Niemand dem Untergange entronnen?«

»Niemand.«

»Das ist in der Tat ein schreckliches Ereignis«, sagte René.

»Der Ozean hat nur einige Masttrümmer und einige Überreste meiner Kisten an das Ufer geworfen, auf welchem mein Stempel erkannt wurde.«

»Sie waren ohne Zweifel versichert, Onkel?«

»Leider Nein! das ist es gerade, was mich zu Verzweiflung bringt!«

»Ich begreife es und leide mit Ihnen, Onkel.«

»Du leidest mit mir, nicht wahr? sagte der Graf von Plougastel. Er ergriff die Hand Rénès. Vortrefflich! Wacker! Edles Herz! Braver Mann! Ich erwarte nicht weniger von einem Plougastel. Ich will klingeln, daß man meine Bücher hierher bringt.«

»Wozu?« fragte Rénè.

»Damit mir zusammen mein Defizit konstatieren!«

»Diese Sorge berührt Sie allein.«

»Du verlässt Dich also vollkommen auf mich?« sagte der Graf.

»Und warum sollte ich mich nicht auf Sie verlassen?«

Der Graf von Plougastel beobachtete einen Augenblick Stillschweigen; dann fuhr er fort: »Mein lieber Neveu, ich fürchte, Du hast den Sinn meiner Worte nicht vollkommen aufgefaßt.«

»Das ist möglich, Onkel, denn mir geht heute viel im Kopfe herum.«

»Ich will mich also deutlicher erklären.«

»Ich höre, sagte Rénè de Verdières.«

»Du hast gewiss von Law gehört?«

»Von Law?«

»Ja, dem Finanzkontrolleur unter der Regentschaft«, sagte der Graf von Plougastel.

Rénè sagte bei sich selbst: »Das ist ohne Zweifel irgend ein neuer Schwindel; ich bin heute weniger als je in der Lage Geschmack daran zu finden.«

»Du siehst mich in der Position dieses berühmten Schotten.«

»In welcher Position?«

»Das heißt, die rue de Braque wird demnächst, nachdem sie den Glanz der rue quincampoix erneuert hat, auch deren Verderben erneuern.«

»Mit einem Wort —«

»Mit eitlen Worte, ich bin auf dem Punkt, meine Bilanz abzulegen.«

Rénè betrachtete den Grafen von Plougastel, der mit einer theatralischen Miene seine Nägel untersuchte.

»Ah, ah!« sagte Rénè de Verdières leise und kalt.

»Ja, mein Junge.«

»Ist die Differenz zwischen Ihrem Aktiv- und Passiv-Vermögen bedeutend?«

»Sie beläuft sich aus zweimal hunderttausend Franks.«

»Eine bedeutende Ziffer!«

»Leider zu bedeutend!« seufzte der Graf von Plougastel.

»Ihre Bücher sind doch wenigstens so in Ordnung, daß Sie dieselben ohne Furcht präsentieren können?«

»O, gewiss!«

»Ist das Alles, was Sie mir zu sagen hatten?« fragte René.

»Du findest das nicht genug?« entgegnete der Graf, den ein solches Phlegma zu beunruhigen begann.

»O doch!«

»Aber Deine geringe Aufregung angesichts einer solchen Katastrophe —«

»Ich beklage Sie Onkel, ich beklage Sie von ganzem Herzen.«

»Das lasse ich mir gefallen! René! Es wäre mir peinlich gewesen, an Deinen Gefühlen zu zweifeln, wo unsere kommerzielle Ehre in dieser Weise engagiert ist.«

»Wie sagen Sie?«

»Ich sage Dir: unsere kommerzielle Ehre!«

»Ich bin kein Geschäftsmann.«

»Das ist wahr.«

»Ich bin Ihr Associe nicht.«

»Man weiß nicht — man weiß nicht —« sagte der Graf von Plougastel.

»Was wollen Sie sagen?« äußerte René, der einen letzten Versuch zur Aufmerksamkeit machte.

»Da liegt eben der Hase im Pfeffer«, antwortete der Graf von Plougastel; in der Hitze meiner Freundschaft und des immensen Gewinnes, den das Parfum des Almés abwerfen mußte, sicher, habe ich Dich ohne Dein Wissen bei meiner Unternehmung interessiert.«

»Ohne mein Wissen?«

»Kannst Du mir es vernünftiger Weise in Übel nehmen? Während Du als Faulenzer in der Welt herumgingst, habe ich gesucht, Dir Schätze zu sammeln. Weißt Du wohl, daß Dir ein

Gewinn von fünfmal hunderttausend Franks an der Nase vorbei gegangen ist?«

»So viel?«

»Wir wären um ein Haar Millionär geworden. Wie süß wäre es gewesen, wenn ich bei Deiner Rückkehr Deine Überraschung und Freude hätte genießen können!«

Die Miene Rénès blieb fortwährend vollkommen gleichgültig.

»Unglücklicher Weise«, fuhr der Graf von Plougastel fort, »haben sich die Winde gedreht, der ›Sardanapak‹ ging in den Welten unter und statt eine Million einzukassieren, haben mir ein Defizit von zweimal hunderttausend Franks, an dessen Deckung mir denken müssen.«

Rénè schaute ihn ruhig an. »Warum sagen Sie immer ›wir‹, wenn Sie von Ihren Geschäften sprechen?«

Der Graf riß den Mund weit auf; doch faßte er sich. »Weil ich Dich an meinem Handel beteiligt habe«, entgegnete er.

»Werden etwa die Associates gegen ihren Willen vom Gesetz anerkannt?« sagte Rénè de Verdières kalt.

»Ah, Du begreifst also nicht, daß ich Wechsel auf Dich ausgestellt habe!« rief der Graf außer sich.

»Das ist mir in der Tat höchst unangenehm, Onkel.«

»Was meinst Du dazu?«

»Ich meine, daß ich, wie ich an den fünfmal hunderttausend Franks Gewinn vorbei gegangen bin, auch an den zweimal hunderttausend Franks Verlust vorbei gehen werde.«

Der Graf von Plougastel nahm eine erhabene Figur an. Er stand auf. »Sprechen wir nicht mehr davon«, sagte er.

Er fuhr, einen Seufzer unterdrückend, mit der Hand nach der Stirn, ging an ein Fenster und starrte in die Straße hinaus.

Als der Graf von Plougastel bemerkte daß Rénè bei diesem Gebaren fühllos blieb, ging er wieder auf ihn zu.

»Noch ein Wort«, sagte er mit aufgeregter Stimme, »ein einziges Wort, es wird das letzte sein. Nachher magst Du tun, was Du willst. Der Himmel wird zwischen uns richten.«

»Sprechen Sie Onkel.«

»Eines hat meine Stirne niemals zu ertragen vermocht, es ist die Schande. Lege ich morgen meine Bilanz ab, so habe ich übermorgen aufgehört zu leben.«

»Gut, Onkel, die Übertreibung des Ehrgefühls ist immer respektabel. Ich kann Ihren energischen Entschluß beklagen, aber nicht tadeln.«

Von diesem ›Gut, Onkel!‹ etwas überrascht, fuhr der Graf von Plougastel fort: »Auch suche ich dich nicht meinetwegen zu rühren. Ich habe den Tod auf mehr als zwanzig Schlachtfeldern getrotzt. Aber Colomba —«

»Meine Tante?«

»Was wird nach mir aus ihr werden?«

»Wenn das Verhängnis sie zur Witwe macht«, sagte René bestimmt, »so hat sie für ihre Zukunft nichts zu besorgen.«

»Ich danke, Neffe«, sagte der Graf mit einer Grimasse, »ich danke!«

»Wollen Sie mich noch mit irgend einem andern Auftrag betrauen?« setzte René hinzu.

»— Nein.«

»Irgend eine letzte Kommission?«

»Du bist zu gütig«,

»In diesem Fall erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen.«

»Warte noch!«

»Was?«

»In dem Augenblicke, in dem ich mich von Dir für immer trenne, kommt mir ein Bedenken.«

»Welches?«

»Ich lasse Dich durch meine Schuld in einer bedauernswerten Situation. Wie wirst Du Dich mit meinen Gläubigern arrangieren?«

»Ihre Gläubiger sind nicht die meinigen«, antwortete René de Verdières.

»Nein, aber sie werden es werden wollen und sie werden es«, entgegnete der Graf von Plougastel.

»Auf welche Weise?«

»Indem sie eine Untersuchung über Dein Vermögen und seinen Ursprung anstellen lassen. Sie kennen unsere Verwandtschaft. Sie werden ohne Achtung meines Andenkens behaupten, daß ich Dich mit den Summen bereichert habe, die ich von meinem Aktivvermögen unterschlug.«

»Glauben Sie das?«

»Parbleu! Diese Leute schauern dar keinem Gräuel zurück.«

»Wenn aber, wie Sie versichern, Ihre Rechnungsverhältnisse in Ordnung sind?«

»Bah! Bah! Bah!«

Ein finsterer Schatten verbreitete sich über das Gesicht Rénès.

»Man wird ihnen antworten und Dich rechtfertigen müssen«, sagte der Graf von Plougastel, diese Saite, welche vibriert hatte, weiter betonend.

»Es wird eine Sühne mehr sein, ich nehme sie an«, sagte Rénè dumpf.

»Eine Sühne gut; aber was wirst Du ihnen antworten?«

»Die Wahrheit.«

»Welche Wahrheit?«

Rénè de Verdières lächelte ruhig.

»Was plauderst Du mir da vor?« schrie Graf von Plougastel. Mein Wort darauf, Du bringst mich ganz auseinander mit Deiner Gemütlichkeit! Hast Du den Verstand verloren, oder bin ich ein Narr geworden? Wie! Du bist ein gescheiter Mann, Du willst sogar Jurist sein und wenn ich Dich frage, was Du meinen Gläubigern antworten wirst, wenn sie das Geheimnis Deines Vermögens besitzen wollen, so sagst Du mir: Die Wahrheit!«

»Ja, Onkel.«

»Nun, die ist gar geheuer, diese Wahrheit!« sagte der Graf verduzt.

»Warum denn?«

»Zum Kuckuck! Hat matt jemals von der Wahrheit als Antwort gehört! Aber laß sehen, entwickle mir Deinen Plan, enthülle mir Deine Projekte, die müssen nicht übel sein!«

»Meine Projekte sind sehr einfach, entgegnete Rénè dieses Vermögen, werde ich sagen, das so viele Liebhaber hat und über welches sich so viele Vermutungen verbreitet haben, dieses Vermögen existiert nicht.«

»Nicht übel. Aber«, fuhr der Graf fort, leise mit seinem Kopf nickend, wie ein Theaterliebhaber in seiner Loge, das ist schwach und zugleich gefahrvoll. »Man wird auf die Beweise kommen wollen. Man wird Dir einwenden, daß Du Dein Geld unmöglich ganz beseitigt haben kannst; auf der andern Seite mußt Du über das Verhängnisvolle einer fingierten Cession nachgedacht haben.

Alles das hat keinen rechten Haltepunkt, wie Du siehst; Deine Situation bleibt meinen Gläubigern gegenüber die nämliche.«

»Sie haben Recht«, sagte Rénè de Verdières, »und gerade aus diesem Grunde beschleunige ich die Zurückgabe.«

Die Augen des Grafen von Plougastel öffneten sich weit und starrten aufs Geratewohl ins Weite. Er lächelte wie ein Tauber, der irgend einen schlechten Spaß vermutet. Nur seine Lippen wiederholten: »Die Zurückgabe?«

»Ich hatte das unerwartete Glück, den Mann wiederzufinden, dessen Erbschaft ein verhängnisvoller Zufall mir in die Hände gespielt hatte.«

»Rénè« — stammelte der Graf.

»Was fehlt Ihnen?« sagte Rénè von dieser seiner plötzlichen Bestürzung betroffen.

»Du spielst mit mir, ich merke es wohl; Du hast es in Deiner Gewalt, aber höre auf — höre auf mit diesem grausamen Spiel, ich flehe Dich darum an.«

»Welches Spiel glauben Sie in meinen Worten zu sehen?«

»Du sprichst im Ernst, fragte der Graf von Plougastel.«

»In vollkommenen Ernst.«

»Es ist Deine Absicht, dieses Vermögen aufzugeben?«

»Nicht es aufzugeben, sondern es seinem gesetzlichen Eigentümer zurückzuerstatten.«

»Ach unmöglich!«

»Sind Sie nicht zufrieden, mich wieder als ehrlichen Menschen dastehen zu sehen?«

»Ich sehe Dich lieber als das, was Du bist!« sagte der Graf.

»Onkel!« rief Rénè beleidigt.

»Ach, zum Teufel! Was soll ich meine Redensarten noch in Baumwolle einwickeln! Du bist reich, bleibe reich! Deine Reue kommt um zwei Jahre zu spät. Du hast Dich von irgend einem Intriganten dupieren lassen, der Dir eine Geschichte vorgeorgelt haben wird.«

»Nein. Der Herzog —«

»Ah, ein Herzog? Ich hätte darauf gewettet. Du in Deinem Alter gehst noch in solche Schlingen? Povero!«

»Genug!« sagte Rénè, »derlei Spöttereien sind am unrechten Orte.«

»Spöttereien!« schrie der Graf von Plougastel aufgebracht; »Spöttereien! Niemand spottet hier, als Du, und zwar so, daß ich Dir sogleich andere Begriffe beizubringen gezwungen bin!«

»Glauben Sie mir, Onkel, sagte Rénè mit Nachdruck, und rufen Sie die Behörde nicht in dieses Hans; sie verließ es nicht wieder, ohne unsere Ehre mitzunehmen.«

Der Graf schnob wie ein Stier. Jetzt beruhigte er sich: Du hast vielleicht Recht«, antwortete er. Ich allein habe mich zum Gerechtigkeitspfleger in unserer Familie aufzuwerfen. Also noch einmal, im Namen derselben Ehre, die Du anrufst, willst Du Deinen Onkel vom Ruin retten?«

»Seit eitler Stunde gehört mein Vermögen nicht mehr mir.«

»Denke an die Folgen Deiner Weigerung, Rénè!«

»Ich habe an Alles gedacht.«

»Auf zum letzten Schlag!« flüsterte der Graf mit tragischer Miene, »Du hast ihn gewollt.«

Er ging an die Türe, überzeugte sich, daß Niemand horchte und sagte, sich an Rénès Ohr hängend: Der Tod des Maurers Bertholet hat nicht bloß zwei Zeugen, er hat drei gehabt!«

Rénè de Verdières drehte sich lebhaft um und betrachtete seinen Onkel. Hierauf brach er in ein schallendes Gelächter aus. »Er mag sechs oder zwölf gehabt haben, entgegnete er; das wäre nur ein Grund mehr, dass man mir die Ehrlichkeit anraten würde.«

»So nimmst Du es!«

»Hören Sie auf, Onkel!«

»Wenn ich Dir sage, daß ich Alles gesehen habe; Alles weiß!«

»Dann werden Sie besser als irgend Jemand meinen Entschluß zu würdigen vermögen.«

Aber, Unglücklicher!«

»Onkel, werden Sie nicht widerwärtig!«

Aber der Graf von Plougastel war nicht mehr bei Sinnen.

»Widerwärtig, so viel Du willst! Du schwatzest da von Jemanden, ich weiß nicht wem, ein gewisses Quantum edles Metall zurückzuerstatten, das man in meiner Wohnung gefunden hat. Es war in meiner Wohnung, das kannst Du nicht leugnen. Hast Du den Wahnsinn des Zurückerstattens, so statte es in meine Hände zurück! Wie hast Du übrigens jemals eine Wahrheit nicht ahnen können, die Dir sogleich wie eine wütende Katze

hätte in die Augen springen sollen und die zu enthüllen Du mich jetzt trotz meiner Delikatesse zwingst? Dieser Schatz gehört mir!«

Rénè zuckte die Achseln.

»Ich werde alles Weitere angeben, fuhr der Graf fort. Ich werde beweisen, daß ich in der rue de Musée gewohnt habe!«

»Onkel, ich muß jetzt fort. Erlauben Sie mir —«

Der Graf von Plougastel versperrte ihm den Ausweg.

»Gestehe, daß Du unseren Ruin willst.«

»Morgen werde ich Ihnen antworten.«

»Gut, vergleichen wir uns! Erkenne an, daß ich auf den fraglichen Schatz Rechte habe, die mindestens ebenso viel wert sind, als die Deines Herzogs. Beschwichtige Deine Gewissensbisse, indem Du die Summe zwischen mir und ihm verteilst. Das wäre ein Mittelweg. Auf diese Weise könnte ich das Defizit decken, das mich bei Tag und Nacht quält — bei Nacht besonders!«

»O, das ist zu stark!« rief Réne.

»Du glaubst vielleicht nicht an die Existenz dieses Defizits?«

»Ja doch, ja!«

»Nein, Du glaubst nicht daran. — Ich will Dir mein Hauptbuch vorlegen.«

»Es ist unnötig.«

Der Graf hörte ihn nicht; er hatte geschellt und den Befehl gegeben! »Fatme soll mein Hauptbuch in diesen Solon tragen.« Hierauf wendete er sich an Réne de Verdières: »Du sollst Dich überzeugen!«

»Zum letzten Male, Onkel —«

»Der Evidenz gegenüber wirst Du anders sprechen.«

»Hoffen Sie es nicht.«

»Da ist Fatme!«

Das junge Mädchen, das wir mehr gehört als gesehen haben, erschien auf der Schwelle der Bibliothek. Kaum aber hatte sie Réne de Verdières bemerkt, als sich eine Totenblässe über ihre Wangen ausbreitete. Der Graf von Plougastel hatte gerade noch Zeit hinzustürzen und sie in seinen Armen aufzufangen, in denen ihr das Bewusstsein gänzlich entschwand. Réne de Verdières stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

»Was gibt es denn?« fragte der Graf, seine Bürde auf einen Fauteuil niederlegend.

»Sie war hier, sie, und Sie haben mir nichts gesagt!«

»Wer, sie?«

»Claire.«

»Bah!« rief der Graf von Plougastel. Doch sich schnell fassend, sagte er lächelnd: »Ich habe Dir diese Überraschung aufgespart. Ich glaube, daß sie wohl zweimal hunderttausend Franks wert ist!«

20.

Schluß.

Ein eben so schreckliches als unvorhergesehenes Ereignis sollte dieses Drama schließen, worin sich in jedem Auftritt fast eher der Finger des Verhängnisses als der der Vorsehung zeigt.

Am Abend desselben Tages, der die Abspielung so vieler Leidenschaften und Interessen gesehen hatte, kehrte Frau von Verdières nicht in ihr Hotel in der rue de Braque zurück. Erst am nächsten Tage Rénè etwas über sie erfahren; aber was?

Diejenigen, welche ihr Beruf oder ihre Studien mit den Annalen der Gerichte in Verbindung setzen, erinnern sich noch an den dumpfen Schrecken, mit dem der Bericht von einem vor fünf Jahren unter der außerordentlichsten und geheimnisvollsten Umständen verübten Verbrechen aufgenommen wurde. Eine Frau, die einen der ersten Namen des Adels angeheiratet hatte, war Nachts bei einem Greise, einem Arzte, dem Freunde ihrer Familie und ihrer Kindheit, eingedrungen. Hatte die Unglückliche den Doktor Anselme in einem Anfluge von Wahnsinn oder in Folge eines unenthüllt gebliebenen Streites mit mehreren Dolchstichen durchbohrt?

Die Untersuchung vermochte Nichts zu ergründen, denn am Tage nach ihrer Verhaftung übte Frau von B. (die Journale brachten nur den Anfangsbuchstaben) an sich selbst Gerechtigkeit, da sie sich vergiftete.

Von Anfang an wurde also die Affaire — man nennt das eine Affaire — erstickt. Alle Nachforschungen der Justiz blieben erfolglos. Frau von B. hatte keine Mitschuldige. Eine Stunde vor ihrem Tode hatte sie an ihren Mann einen Brief geschrieben, der, nachdem er durch die Hände der Gerichtshofs gelaufen war, Rénè de Verdières übergeben wurde. Er-allein konnte seinen Sinn verstehen.

Folgendes war der Wortlaut dieses mit sicherer Schrift und ohne Spur von Tränen geschriebenen Briefes:

»Du, durch den ich lebte — verzeihe mir, Deinen Namen mit Blut befleckt zu haben. Der Haß hat mich wahnsinnig gemacht.

Ich habe einen Mann ermordet, der sich mir als der Feind meines Glückes enthüllt hatte. Ich verurteile und bestrafe mich; aber sterbend nehme ich die Hoffnung mit mir, daß Du meinem Andenken nicht immer fluchen wirst. Mein Tod läßt Dich frei zurück und in einer gewissen Zukunft wird eine andere Dir das Glück gewähren, das Du geträumt hast und dem ich nur ein vorübergehendes Hindernis gewesen sein werde. Sonst verlange ich nichts. Lebe wohl!

Diejenige, welche sich nicht mit dem Namen ihres Vaters, nicht mit dem ihres Gatten zu unterzeichnen wagt,

Hortense.«

Als Réné diese Zeilen durchgelesen hatte, sank sein Kopf langsam auf seine Brust. Zwei große Tränen rannen seine Wangen hinab und er sagte leise: »**Wie hat sie mich geliebt!**«

